Frederike Middelhoff

Stubentannen

Politik und Poetik des Weihnachtsbaums in der Literatur der Romantik

Der Beitrag arbeitet heraus, wie der ›Einzug‹ von Tannenbäumen in die weihnachtlichen Wohnstuben im Verlauf des 19. Jahrhunderts öffentlich diskutiert wurde. Anschließend wird gezeigt, wie die Literatur der Romantik mithilfe des Weihnachtsbaumes nicht nur die Performance des bürgerlichen Familienfriedens zum Fest reflektiert und die damit verknüpfte Verdinglichung des Baums kenntlich macht, sondern ihn auch als ästhetisches Modell und lebendigen Mitbewohner in Erscheinung treten lässt.

This article investigates public discussions of the »entrance« of Christmas trees into German households during the 19th century. Against this background, it examines texts by E. T. A. Hoffmann, Therese Huber and Caroline de la Motte Fouqué to show how Romantic literature not only reflects the Christmas tree as part of the bourgeois family performance that simultaneously reified these trees, but also acknowledges the Christmas tree as an aesthetic model and roommate.

Im Herzogtum Weimar begann der Sommer 1802 mit einem Verbot, das auf die Weihnachtszeit vorgriff: Das »Abhauen und Abschneiden fichtener, tännener oder kieferner Stämme und Spitzen, desgleichen der Verkauf dergleichen Christbäume«,[1] wurde den Untertanen (erneut)[2] strikt untersagt. Im Fall eines solchen Vergehens drohten weitreichende Strafmaßnahmen: »fünf Reichsthaler Geld- oder vierzehntägige[-] Gefängnisstrafe und Confiskation der Bäume«.[3] Auch die Käuferinnen und Käufer solcher illegal abgeschlagenen Christbäume[4] machten sich strafbar. Ver-

1 [Art:] Christ- oder Weynachtsbäume ausschneiden. In: Johannes Schmidt (Hg.): Aeltere und neuere Gesetze, Ordnungen und Circular-Befehle für das Fürstenthum Weimar und für die Jenaische Landes-Portion bis zum Ende des Jahres 1804. Bd. 9. Jena 1805, S. 354–356, hier S. 355.

2 Schon im Januar 1758 waren Verbote der Abholzung von Tannenbäumen erlassen worden. Vgl. Christoph Gottlieb Steinbeck (Hg.): Gemeinnüziges Justiz- und Polizei-Blatt der Teutschen. Zur Beförderung wahrer Wohlfahrt unter denselben. Jena 1810, S. 634–645, hier S. 634.

3 [Art.] Christ- oder Weynachtsbäume ausschneiden (Anm. 1), S. 355.

4 Zur Etymologie und regionalen Differenz der Benennung von Christ- beziehungsweise Lichter- und Weihnachtsbäumen siehe u. a. den Artikel *Weih-*

© 2026 Frederike Middelhoff, Publikation: Wallstein Verlag;
DOI https://doi.org/10.46500/83535790-014 | CC BY-SA 4.0 (nur Originaltexte)
Abbildungsnachweise: DOI https://doi.org/10.46500/83535790-ill

kauft und gekauft werden durften in Weimar allein solche Bäume, die von gesetzlich befugtem Staatspersonal »als überflüssig oder verkümmerte unter Aufsicht der Forstbedienten aus den Nadelhölzern ausgehoben worden«.[5] Die Auswirkungen der im 18. Jahrhundert forcierten Nutzbarmachung und der damit verknüpften Rationierung des Rohstoffes Holz (Stichwort »Holzersparnis«[6]) reichten somit bis in die privaten Gestaltungsspielräume zum Heiligen Fest.[7] Entscheidend für den Zusammenhang meines Beitrags ist indes ein leicht zu übersehender Nebenaspekt: Die Aktualisierung der Forstverordnung von 1802 macht deutlich, dass der Christbaum im Herzogtum Weimar bereits so populär war, dass sogar die Behörden auf den Plan gerufen wurden. Als Bestandteil der Weihnachtsfeierlichkeiten hatte er in den Wohnräumen des protestantischen, zunehmend aber auch des katholischen Adels und Bürgertums Einzug gehalten.[8]

nachtsbaum in Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854–1984. Bd. 14. Leipzig 1922, S. 716–719; digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, URL: https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=W13979 (15. Juli 2024).

5 [Art.] Vortrefliche Verordnung. In: Christoph Gottlieb Steinbeck (Hg.): Gemeinnüziges Justiz- und Polizei-Blatt (Anm. 2), S. 635.

6 Joachim Radkau: Das »hölzerne Zeitalter« und der deutsche Sonderweg in der Forsttechnik. In: Ulrich Troitzsch (Hg.): »Nützliche Künste«. Kultur- und Sozialgeschichte der Technik im 18. Jahrhundert. Münster u. a. 1999, S. 97–118, hier S. 100 f.

7 Im *Gemeinnützigen Justiz- und Polizeiblatt* von 1810 hält der Autor rückblickend über die Verordnung zur Eindämmung des Holzverbrauchs zu Weihnachtszwecken fest: »Dieser Befehl gibt einen wichtigen Beitrag, daß durch die Erhaltung der Schwarzwälder die Wohlfeilheit des Holzes in den Landen in der Folge wieder hergestellt werden kann«. [Art.] Vortrefliche Verordnung (Anm. 5). Zur Debatte um ›Holznot‹ und die Entwicklungen des Forstmanagements, in die sich auch die Literatur um 1800 einmischte, vgl. Clara Schubenz: Der Wald in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Geschichte einer romantisch-realistischen Ressource. Konstanz 2020; Heinrich Detering: Holzfrevel und Heilsverlust. Die ökologische Dichtung der Annette von Droste-Hülshoff. Göttingen 2020, S. 111–189 sowie zuletzt auch – in der Behauptung einer Verbindungslinie zwischen Romantik und ökologischem Sozialismus – ders.: Die Revolte der Erde. Karl Marx und die Ökologie. Göttingen 2025.

8 Hermann Bausinger hat darauf hingewiesen, dass diese »*Familien*weihnacht« als »domestizierte, gezähmte Form des früher sehr viel weniger zahmen Weihnachtsfestes« zu betrachten ist: »Weihnachten war nicht zuletzt ein Fest, an dem junge Leute [vom 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert; F. M.] ihre eigenen

Dieser Entwicklung waren verschiedene Transformations- und Interieurisierungsprozesse eines Brauchs vorausgegangen, auf den sich das Schmücken von Tannenzweigen zurückführen und bis in die Antike nachverfolgen lässt. Im ausgehenden 18. Jahrhundert wiederum hatte das Weihnachtsfest im deutschsprachigen Raum konstitutiven Anteil an Säkularisierungs- und Verbürgerlichungstendenzen.[9] Sah man lichtergeschmückte Tannenbäume zunächst vornehmlich in Kirchen und auf Marktplätzen aufgestellt, spielte der neuerfundene Brauch[10] des Aufstellens von Lichterbäumen im Wohn- und Familienbereich erst nach 1800 eine zentrale Rolle.[11] Die feierliche Inszenierung des Baums wurde dabei insbesondere »auf die Kinder ausgerichtet«[12] und in einen rituellen Rahmen überführt, der vom Aufstellen des Baums über das Anzünden der Lichter bis hin zur Übergabe der Geschenke reichte. Ein »fast liturgisch anmutendes festliches Programm« dient bis in die Gegenwart in zahlreichen deutschen Haushalten dem Zweck, »für einige Stunden die Utopie einer heilen Welt hervor[zu]zaubern«.[13] Der Ablauf dieses Programms »unter dem Weihnachtsbaum«[14] wurde schon im 19. Jahrhundert engmaschig orchestriert

Wege gingen und der Obrigkeit zu schaffen machten.« Hermann Bausinger: Das Weihnachtsfest der Volkskunde. Zwischen Mythos und Alltag. In: Richard Faber, Esther Gajek (Hg.): Politische Weihnacht in Antike und Moderne. Würzburg 1997, S. 169–181, hier S. 179 (Hervorh. im Orig.).

9 Zur wechselseitigen Genese von moderner Familien- und Weihnachtsfesttradition im deutschsprachigen Raum vgl. Ingeborg Weber-Kellermann: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Luzern 1978 sowie Susan Baumert: Das bürgerliche Weihnachtsfest. In: Dies.: Bürgerliche Familienfeste im Wandel. Spielarten privater Festkultur in Weimar und Jena um 1800. Frankfurt a. M. 2014, S. 233–278.

10 Inwiefern die im nationalistischen Geist des 19. Jahrhunderts agierende Volkskunde und Germanistik lange dem Irrglauben folgten, dass der »Lichterbaum als Kultbaum des Mittwinterfestes, als Weltenesche des germanischen Mythos« zu deuten sei, reflektiert kritisch Ingeborg Weber-Kellermann: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt a. M. 1974, S. 223.

11 Schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts suchte man nach den heidnischen oder christlichen Ursprüngen des »am Christfest, soweit die deutsche Zunge reicht, auf jedem Weihnachtstische« brennenden »Lichterbaum[s]«. Alexander Tille: Wie alt ist der Weihnachtsbaum und wo ist seine Heimath? In: Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt 36 (1888), H. 49, S. 831–834, hier S. 831.

12 Laura Schmidt: Weihnachtliches Theater. Zur Entstehung und Geschichte einer bürgerlichen Fest- und Theaterkultur. Bielefeld 2017, S. 20.

13 Ingeborg Weber-Kellermann: Die deutsche Familie (Anm. 10), S. 226.

14 Ebd.

und als geschlechterideologisch aufgeladenes Rollenspiel organisiert.[15] In der kulturgeschichtlich orientierten Forschung zu Entstehung und Wandel von Familienfesten im 19. Jahrhundert ist dieser Inszenierungscharakter des Weihnachtsabends im Sinne einer »cultural performance«[16] betont worden, die einer »strengen Dramaturgie«[17] folgt, in der auch der Baum seine Rolle als »sinnstiftende Requisite«[18] mitspielen muss, um die »Stabilisierung eines patriarchalischen Familienideals« gewährleisten zu können.[19] Zentral für die im vorliegenden Band behandelte Thematik des »Grüner Wohnens« ist darüber hinaus die Forschungserkenntnis, dass die Popularität des Weihnachtsbaums »mit der Entstehung einer Wohnkultur«[20] aufs Engste verflochten ist.

Die Literatur der klassisch-romantischen Epoche ist Spiegel und Mitspielerin der Institutionalisierung dieser bürgerlichen Selbstinszenierung und der damit verknüpften Wohnraumgestaltung zum Heiligabend. Dass der Weihnachtsbaum ein wesentliches Element (und nicht nur »Requisite«) des inszenierten Familienfriedens darstellt, wird in den klassisch-romantischen Erzähltexten besonders augenfällig, da hier das Nacheinander beziehungsweise die Szenenabfolge in den Vordergrund rückt, die sich im festlichen Wohnraum, genauer: am Weihnachtstisch entfaltet. In den Blick geraten in diesen literarisch vermittelten Weihnachtsfestszenen aber auch die neuen bürgerlichen Begehrlichkeiten zum ›Kinderfest‹, allen voran Spielwaren und andere Luxusartikel.[21] Der Weihnachtsbaum –

15 Zum rituellen Ablauf, der im Advent beginnt und bis zum Weihnachtsabend mit »lichterbesteckte[m] Tannenbaum« reicht, vgl. z. B. Johann Georg Krünitz: [Art.] Weihnachten. In: Ders.: Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung. Berlin 1773–1858. Bd. 236. Berlin 1856, S. 104–111, hier S. 108 (Hervorh. im Orig.).

16 Laura Schmidt: Weihnachtliches Theater (Anm. 12), S. 21.

17 Bernd Brunner: Die Erfindung des Weihnachtsbaums. Berlin 2011, S. 23.

18 Susan Baumert: Das bürgerliche Weihnachtsfest (Anm. 9), S. 243.

19 Ingeborg Weber-Kellermann: Die deutsche Familie (Anm. 10), S. 226.

20 Bernd Brunner: Die Erfindung des Weihnachtsbaums (Anm. 17), S. 22.

21 Zur Entwicklung von ›Luxus‹ als »ökonomische[m] Funktionsbegriff« vgl. Joseph Vogl: Luxus. In: Ders., Burkhardt Wolf (Hg.): Handbuch Literatur & Ökonomie. Berlin 2019, S. 202–204, hier S. 203. Vogl verweist dabei auf die im 18. Jahrhundert gegenläufigen, aber aufeinander rekurrierenden Blickachsen, die die Diskussion um ›Luxus‹ im Spannungsfeld von Überfluss und Überflüssigem prägten: ›Luxus‹ als notwendige Bedingung erfolgreichen Handels und menschheitsgeschichtlicher Entwicklung einerseits, als Frivolität und korrumpierende Nutzlosigkeit andererseits (ebd.).

nicht zuletzt auch ein Produkt der forstwirtschaftlichen Umstrukturierungsprozesse um 1800 – wird in diese Waren- und Konsumlogik einbezogen, steht zu ihr mit seiner Referenz auf den Wald sowie in seiner Leiblichkeit als arboreales Lebewesen aber auch in einem Spannungsverhältnis. Im Folgenden geht es mir aus einer Perspektive, die den literatur- und kulturwissenschaftlichen Plant Studies verpflichtet ist und die Handlungs- und Wirkungsmacht von Pflanzen in situierten kulturellen Zusammenhängen befragt,[22] zunächst darum, schlaglichtartig nachzuzeichnen, wie in der Literatur (und hier insbesondere in der Lyrik und Liedkultur), in der Publizistik sowie in populärwissenschaftlichen Botanik- und Gartenbauschriften im Verlauf des 19. Jahrhunderts über den Weihnachtsbaum gesprochen und wie der festlich dekorierte ›Stubenbaum‹ dabei mit kultureller Bedeutung aufgeladen wurde. Darüber hinaus interessiere ich mich für die Frage, wie der weihnachtliche Lichterbaum um 1800 als ästhetisches Modell verhandelt und parallel dazu seine zunehmende Verdinglichung im ›Weihnachtsgeschäft‹ problematisiert wurde. Wie am Beispiel ausgewählter Erzähltexte E. T. A. Hoffmanns, Therese Hubers und Caroline de la Motte Fouqués demonstriert werden soll, stellt der Weihnachtsbaum hier sowohl eine Art Zündstoff des Erzählens, Enthüllens, Erinnerns, Erahnens und Vorausdeutens dar, bildet aber auch immer wieder den Ausgangspunkt, um die Selbstinszenierung des Bürgertums sowie die damit verknüpfte Rolle des Baums kritisch zu reflektieren. Im Rahmen der Untersuchung möchte ich zeigen, dass die Texte den Einzug des Weihnachtsbaums und dessen Relevanz für die kulturelle Aufführung der bürgerlichen Ordnung weniger reproduzieren, sondern vielmehr als Inszenierung kenntlich machen und die Labilität des ›Familienfriedens mit Baum‹ bereits in den 1820er Jahren ebenso vor Augen führen wie den mit der zeitgenössischen Konsumkultur verknüpften Warencharakter des Baums.

Stubentannen im bürgerlichen Zeitalter

Weihnachtsbäume mussten um 1800 eine Menge aushalten: Nicht nur behängte und besteckte man sie, wie auch Goethe seine Werther-Figur erinnern lässt,[23] mit Kerzen, (bemalten) Äpfeln, Gebäck und Nüssen, die

22 Vgl. dazu grundlegend Anke Kramer, Urte Stobbe, Berbeli Wanning (Hg.): Literaturen und Kulturen des Vegetabilen. Plant Studies – Kulturwissenschaftliche Pflanzenforschung. Berlin u. a. 2022.

23 Goethe führt eine biblische mit einer sinnlichen Ebene eng, wenn er Werthers Erinnerung an »Wachslichter[-], Zuckerwerk und Äpfel[-]« knüpft, die Kin-

den Kindern zum Verzehr dienten;[24] man wuchtete ihnen gleichermaßen auch eine Vielzahl von Narrativen auf, die den Ursprung und die Symbolkraft des Baums zwischen biblischen und nationalistischen Deutungsparadigmen umspielten. Unter anderem als Sinnbild der Vertreibung aus dem Paradies,[25] als kindgerechte Veranschaulichung der Geburt der Erlöserfigur Jesu Christi, wahlweise vom »Christuskindlein«[26] oder vom »Weihnachtsmann«[27] in die Stube geschickt,[28] wollte man die festliche Tanne verstanden wissen. Besonders hartnäckig verfolgte man die (heute widerlegte) These, dass Luther als Erfinder des Weihnachtsbaums zu gelten habe. Eine Zeichnung des in Weimar tätigen Künstlers Carl August Schwerdgeburth, die als Stahlstich das Frontispiz zu Karl Rheintalers

der »in paradiesische Entzückung« versetzen. Johann Wolfgang Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. In: Ders.: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Hg. v. Friedmar Apel, Hendrik Birus, Anne Bohnenkamp u. a. Frankfurt a. M. 1985–2013. Bd. 8. Hg. v. Waltraut Wiethölter. Frankfurt a. M. 2006, S. 10–267, hier S. 218.

24 Glaskugeln und Lametta wurden offenbar erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts verwendet. Vgl. Bernd Brunner: Die Erfindung des Weihnachtsbaums (Anm. 17), S. 40–45.

25 Vgl. in diesem Sinne auch Heinrich August Pierers Lexikon: »An die Zeit u. Bedeutung des Weihnachtsfestes schlossen sich dann auch mehre Gebräuche bei diesem Feste, während andere ursprünglich heidnische waren, denen nun christliche Ideen untergeschoben wurden; so der Weihnachtsbaum mit den Äpfeln ein Bild des Paradiesbaumes, welcher den ersten Menschen die Veranlassung zum Fall geworden war […]; die Lichter ein Symbol der Klarheit, welche die Hirten auf dem Felde in jener Nacht umleuchtet hatte.« Heinrich August Pierer: [Art.] Weihnachten. In: Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Altenburg 1857–1865. Bd. 19. Altenburg 1865, S. 28 f., hier S. 28.

26 Christoph von Schmid: Der Weihnachts-Abend, oder: Die schwere Prüfung von Gott, ertragen mit Muth, endet sicher gut. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde zum Weihnachtsgeschenke. Graz 1831, S. 70.

27 Sebastian Willibald Schießler: Zueignung. In: Ders.: Der Weihnachtsbaum. Ein Bildungs- und Unterhaltungsbuch als Geschenk für die Jugend beyderley Geschlechts. Wien 1831, unpag.

28 Vgl. z. B. August Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Der Traum. In: Ders.: Gedichte. Leipzig 1843, S. 569 f. Hier spricht der Weihnachtsbaum zu dem träumenden Kind: »Und wenn du folgst und artig bist, | Dann ist erfüllt dein Traum, | Dann bringet dir der heil'ge Christ | Den schönsten Weihnachtsbaum« (S. 570).

Abb. 1: Carl August Schwerdgeburth: Siehe: ich verkündige euch große Freude, Stahlstich, 1843

1843 veröffentlichtem »Weihnachtsbüchlein« bildet (Abb. 1), suggeriert eine ähnliche Genealogie.[29]

Schwerdgeburths imaginierter Blick in die protestantische Wohnstube steht einerseits ganz im Zeichen einer konfessionellen Kritik an der katholischen Dingkultur.[30] Statt der Reliquie steht hier das Wort im Zentrum: »Siehe, ich verkündige euch große Freude.« Andererseits wird der durch den Tisch erhöhte Baum, auf den die Augen aller Anwesenden (inklusive Luthers) geheftet sind, durch seine räumlich und ästhetisch in mehrfacher Hinsicht visuell hervorgehobene Position auch zum nahezu reliquienartigen Schrein: Im ansonsten spartanisch ausgestatteten, dunklen Raum überstrahlt der mit Kerzen und Kugeln geschmückte sowie mit

29 Vgl. Carl August Schwerdgeburth: »Siehe: ich verkündige euch große Freude«. In: Karl Reinthaler (Hg.): Adam und Christus oder der Christbaum in M. Luthers Kinderstube: Ein Weihnachtsbüchlein für alle Christenkinder. Erfurt ^{4}1843, unpag.

30 Für diese Anregung danke ich Christiane Holm.

Nüssen und Geschenken umstellte Baum auf dem Gabentisch das gesamte Zimmer. Mehr noch: Es ist völlig unklar, wer hier »große Freude« verkündet, beziehungsweise von wem der Sprechakt ausgeht. Ist es der andächtig den Baum fokussierende Luther? Oder das mit dem Zeigefinger deutende und mit geöffnetem Mund nahezu aus dem Gebetstuhl heraustretende Kind? Ist es der Engel auf der Baumspitze? Oder ist es gar der Baum selbst? Dass dieser hier sprechend zum Handeln gebracht wird, scheint angesichts seiner Strahl- und Aussagekraft im ästhetischen Gesamtensemble des Bildes nicht unwahrscheinlich.

Inwiefern der Baum um 1800 auch zum Faszinationsobjekt kindlicher Aufmerksamkeit stilisiert wurde, lassen die auf den Lichterbaum fixierten Kinder in Schwerdgeburths Bild ebenfalls erahnen. Zum Kernsymbol einer sorgenfreien Kindheit wurde der Weihnachtsbaum insbesondere in der Lyrik (v)erklärt und als Impulsgeber einer ins Wehmütige tendierenden Erinnerung an harmonische Festtage im heimischen Familienkreis in den Blick gerückt: Vom »mütterlich geschmückt[en]« Weihnachtsbaum und den »mit Verlangen« harrenden Kindern ist beispielsweise in Goethes anlässlich des Besuchs der russischen Kaiserin in Weimar aufgeführten Maskenzügen aus dem Jahr 1818 die Rede;[31] als Spiegel von »Unschuldkinderglück«[32] und »Kindheit goldner Traum«[33] figuriert der Weihnachtsbaum wenige Jahrzehnte später bei Ernst Moritz Arndt.

Wie stark die kulturelle Performance des Weihnachtsfests mit Baum zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf die bürgerliche Kernfamilie zugeschnitten war, wird besonders in solchen Texten sinnfällig, in denen die Kinder nicht mehr am Fest teilhaben oder umgekehrt die Kinder ohne ihre Eltern/Familie oder ohne die finanziellen Ressourcen für das Weihnachtsfest auskommen müssen. In Friedrich Rückerts *Kindertodtenliedern* wird der Tod der Kinder mit den Weihnachtsfeierlichkeiten am

31 Johann Wolfgang Goethe: Festzug dichterischer Landes-Erzeugnisse, darauf aber Künste und Wissenschaften vorführend. In: Ders.: Sämtliche Werke (Anm. 23). Abt. I, Bd. 6. Hg. v. Dieter Borchmeyer, Peter Huber. Frankfurt a. M. 1993, S. 805–767, hier S. 832.

32 Ernst Moritz Arndt: Der Weihnachtsbaum [1847]. In: Ders.: Gedichte. Vollständige Sammlung. Berlin ²1865, S. 539 f., hier S. 539. Arndt stellt hier auch die per Appell indizierte Funktionsleistung des Weihnachtsbaums, Sinnbild, Hoffnungsträger und Verklärung (»Sei uns Bild und sei uns Schein«; ebd., S. 540) zu verkörpern beziehungsweise verkörpern zu müssen, vor Augen.

33 Ernst Moritz Arndt: Der Weihnachtsbaum [1856]. In: Ders.: Gedichte (Anm. 32), S. 622.

Baum überblendet: »Mit den Früchten unverzehrt, | Mit den Kerzen unversehrt, | Steh' bis Weihnacht wiederkehrt, | Steh' zur Todtenfeier.«[34] Ist der Baum bei Rückert zugleich Zeuge, Denkmal und Sinnbild des Verlusts der Kinder, gemahnt er im Gedicht *Des armen Knaben Christbaum*, das der Theologe und Lyriker Karl Gerok 1865 im *Illustrirten Familienblatt* abdrucken ließ, an diejenigen (Waisen-)Kinder in Not, die sich fröhliche Weihnachtsfeiern mit Baum buchstäblich nicht leisten können.[35] Christliche Tugendethik, Imaginarien der Kindheit und bürgerliche Familienideologie gehen in der Rede vom Weihnachtsbaum im 19. Jahrhundert demnach eine enge Verbindung ein. Das Weihnachtsfest mit festlich geschmücktem Stubenbaum avancierte zum Inbegriff und alljährlichen Superritus inszenierter Harmonie im familiären Nahbereich und wurde hier auch für politisch-kulturpatriotische Bedeutungsebenen durchlässig, auf die noch genauer zurückzukommen sein wird. Kaum überraschend konstatiert das *Damen Conversations Lexikon* daher bereits 1834: Heimat sei da,[36] »wo uns zuerst der Weihnachtsbaum schimmerte«.[37]

Dass Weihnachtsbäume eine in diesem Sinne ganz eigene Affektästhetik besitzen, die an der Schnittstelle von Memorialpraktiken, Heimatsemantik und Familienideologie angesiedelt ist, wurde zeitgenössisch bereits reflektiert. Wie beispielsweise der in verschiedenen europäischen Metropolen tätige Gärtner und Gartenschriftsteller Hermann Jäger 1857 festhält, vermag die Begegnung mit bestimmten Bäumen und Blumen

34 Friedrich Rückert: Kindertodtenlieder. In: Ders.: Werke. Kindertodtenlieder und andere Texte des Jahres 1834. Hg. v. Hans Wollschläger, Rudolf Kreutner. Göttingen 2007, S. 201.

35 Karl v. Gerok: Des armen Knaben Christbaum. In: Daheim. Ein deutsches Familienblatt 2 (1865), H. 2, S. 181. Der im Titel des Gedichts aufgerufene Knabe verkauft zum Weihnachtsabend auf dem Markt einen »selbst geschnitten[en]« Baum, um die kranke Mutter (»der Vater [ist; F. M.] todt!«) zu unterstützen. Nachdem der Baum an eine Familie verkauft ist, die dem Jungen keine Aufmerksamkeit schenkt, imaginiert er, wie »sein Christbaum morgen funkeln [wird] | Im fremden Haus, im Kerzenschein, | Und ach! Im Kämmerlein, im dunkeln, | Wie still wird *seine* [d. i. des Knaben; F. M.] Weihnacht sein!« (ebd., Hervorh. im Orig.).

36 Dass ›Heimat‹ Ende des 18. Jahrhunderts einen Bedeutungszuwachs erfährt und der Begriff nach 1800 weitaus mehr als das metaphysische Reich Gottes oder einen real lokalisierbaren Ort bezeichnet, erläutert Anja Oesterhelt: Geschichte der Heimat. Zur Genese ihrer Semantik in Literatur, Religion, Recht und Wissenschaft. Berlin, Boston 2021, insbes. S. 15–17.

37 Carl Herloßsohn: [Art.] Heimath. In: Ders.: Damen Conversations Lexikon. Adorf 1834–1838. Bd. 5. Adorf 1835, S. 217 f., hier S. 217.

zum einen aufgrund ihrer Form, Materialität, Farbe und Geruchsbildung die menschliche Wahrnehmung zu affizieren; darüber hinaus seien es aber kulturelle Bedeutungen und Rituale, die mit bestimmten Pflanzenarten in Verbindung stehen und auf diese Weise »Gemüthsstimmungen« und »Gedankenverbindungen« hervorrufen.[38] Ganz besonders steche dabei die »Erinnerung an den Weihnachtsbaum« hervor: Diese könne »noch viel angenehmere Gedanken erwecken, aber auch Veranlassung zu wehmüthigen Gefühlen werden, indem man an die entschwundene, schöne Jugendzeit denkt«.[39] Jäger rückt den Weihnachtsbaum in seinen materiellen wie semiotisch-sinnbildlichen Dimensionen in den Blick und schreibt ihm, ähnlich wie die bereits erwähnten literarischen Beispieltexte, die Rolle eines kognitiv-emotionalen Erinnerungskatalysators zu. An der Funktionsstelle von Zeitmaschine und Nostalgiemotor, so der Konsens im 19. Jahrhundert, vermag der Baum in der zeitgenössischen Wahrnehmung auch Jahrzehnte zurückliegende Ereignisse zu vergegenwärtigen und ein vielschichtiges Gefühlsspektrum zu evozieren.

Der Einzug der Nadelbäume in die Familienzimmer wurde im 19. Jahrhundert allerdings nicht nur von konfessionellen Ursprungserzählungen, bürgerlichen Kindheitsvorstellungen und wirkungsästhetischen Überlegungen begleitet, sondern erhielt bereits zeitgenössisch in kulturpolitischer und nationalpatriotischer Hinsicht das Signum eines ›deutschen‹ Brauchtums.[40] Während der französischen Besetzung der deutschen Ter-

38 Hermann Jäger: Die Verwendung der Pflanzen in der Gartenkunst, oder: Gehölz, Blumen und Rasen. Leipzig 1857, S. 272. Jäger betont die Willkürlichkeit der Bedeutungen, die der Form z. B. von Tannen, Taxus und Weiden zugesprochen werden: »Man hat gesagt, die alte Fichte oder Tanne mit herabgebogenen Zweigen, erwecke Trauer, die junge aber Heiterkeit; aber nicht wie ich nachgewiesen habe, wegen der verschiedenen Lichtwirkungen, sondern weil an vielen Orten bei Dorffestlichkeiten junge Fichten und Tannen als Zeichen der Freude vor die Thüren und auf hohe Mastbäume gepflanzt werden« (ebd.). Zur Wirkungsästhetik der Tannen vgl. auch schon Christian Cay Lorenz Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst. Leipzig 1775. Bd. 2. Leipzig 1780, S. 33 sowie Bd. 5. Leipzig 1785, S. 202.

39 Ebd., S. 272.

40 Vgl. zu dieser um 1800 einsetzenden und in der Volkskunde weiter tradierten Ideologisierung kritisch Ingeborg Weber-Kellermann: Die deutsche Familie (Anm. 10), S. 223 f. Zur damit verknüpften Vereinnahmung des Weihnachtsbaums im Nationalsozialismus vgl. Richard Faber: Politische Weihnachten oder: Tradition und Manipulation. In: Christoph Elsas (Hg.): Tradition und Translation. Zum Problem der interkulturellen Übersetzbarkeit religiöser Phänomene. Berlin 1994, S. 200–217.

ritorien und im Zuge der daran anschließenden Napoleonischen Kriege wurde der ›deutsche‹ Tannenbaum demonstrativ als Antipode des Freiheitsbaums in Stellung gebracht. Verwendete man im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sowie im Kontext der Französischen Revolution vor allem Ulmen[41] und Pappeln,[42] die im öffentlichen Raum platziert wurden, erhielt die Tanne als ›germanisch‹ gelesener Baum (komplementär zur ›deutschen Eiche‹)[43] im Nahbereich der Familie und in der Zurückgezogenheit der Wohnstube alle Jahre wieder ihre besondere politische Kontur.[44] Das wirkmächtige Narrativ vom »deutschen Ursprung[-]« eines Fests mit »immergrüne[r] Fichte«[45] war aus der Taufe gehoben. Beispielhaft zeigt sich die Verquickung von kultur- und familienpolitischer Agenda unter dem Baum in Helmina von Chézys autobiografischer Retrospektive auf das Weihnachtsfest von 1810.[46] Chézy hatte im Herbst desselben Jahres nach einem neunjährigen Aufenthalt Paris mit ihren Kin-

41 Vgl. Ludwig Bauer: Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen sowie auf das Bedürfniss der gebildeten Jugend. Stuttgart 1836–1839. Bd. 6. Stuttgart 1839, S. 35.

42 Vgl. [Anon.:] [Art.] Freiheitsbaum. In: Brockhaus Conversations-Lexikon. Hg. v. Renatus Gotthelf Löbel, Christian Wilhelm Franke. Amsterdam 1809. Bd. 2, S. 57.

43 Zur Erfindung der ›deutschen Eiche‹ im Kontext von ›nation building‹ und Heimatdiskursen im 19. Jahrhundert sowie zu den ideologischen Instrumentalisierungen des Baums in der Gegenwart vgl. Solvejg Nitzke: The Splintered Roots of »Heimat«: On the »German« Oak's Arboreal Memory. In: Debajyoti Biswas, Panos Elipoulos, John C. Ryan (Hg.): Global Perspectives on Nationalism. Political and Literary Discourses. London 2022, S. 309–324.

44 Vgl. in diesem Sinne Wilhelm Heinrich Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Stuttgart, Augsburg 1854–1869. Bd. 3: Die Familie. Stuttgart, Augsburg 1855, S. 237 f.: »Die höheren Klassen in Frankreich fangen zwar jetzt an, sich den deutschen Weihnachtsbaum zu verschreiben, aber deutsche Weihnachten verschreiben sie sich damit noch lange nicht. Sie pflanzen den grünen Tannenbaum in den *Salon*, wir aber pflanzen ihn in das *Kinderzimmer*, in das innerste Familienheiligthum des Hauses« (Hervorh. im Orig.). Vgl. auch Johann Georg Krünitz: [Art.] Weihnachten (Anm. 15), S. 111.

45 Karl Simrock: Handbuch der Deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. Bonn 1874, S. 566–572, hier S. 566.

46 Einen Einblick in Leben und Werk der Autorin gibt Irina Hundt: »Wäre ich besonnen, wäre ich nicht Helmina«. Helmina von Chézy (1783–1856) – Porträt einer Dichterin und Publizistin. In: Helga Brandes, Detlev Kopp (Hg.): Autorinnen des Vormärz. Bielefeld 1997, S. 43–79.

dern (und ohne ihren Ehemann) verlassen und sich in Heidelberg eingemietet. Über den Weihnachtsabend schreibt sie:

> Ein ungeheurer Tannenzweig, auf ein starkes Brett befestigt, wurde mit dem Gold und Purpur der würdigsten Äpfel und Birnen beladen, die liebreichen Töchter meiner Wirthin vergoldeten Mandeln, Nüsse und Weintrauben, und stattlich prangte am Abend mit vielen Lichtern der reichbeladene Weihnachtsbaum, für die kleinen Pariser [d. s. Chézys in Paris aufgewachsene Kinder, die 1810 vier und zwei Jahre alt waren; F.M.] ein Götterfest, da noch mancherlei Zierliches vom Conditor und die Geschichte des Christkindes in der Wiege, nebst vielen Spielsachen den Reiz des Anschauens erhöhten. Den Kindern war noch nicht *bescheert* worden. Frankreich's Nation weiß nichts von dem anmuthigen Gedanken, daß das Christkind die guten Kinder liebt; keine Aussicht auf ein so herziges Fest erhellt dort die trüben Wintertage. Nur am Neujahrs Abend regnen die Bonbons nebst ekelhaften Spielsachen in die Häuser, so daß das neue Jahr die Kinder mit verdorbenem Magen und verderbter Fantasie findet; denn was kann der Polichinelle, und seine Frau Muhme die *Mère Gigogne* (eine scheusliche, rothgekleidete Puppe, aus deren Rockfalten ein Haufen Kinder springt, wenn man einen Drath zieht) dem kindischen Gemüthe sagen?[47]

Chézy stellt eine christlich integre, ›gesunde‹, kindgerechte Fassung der deutschen Feier zum Heiligen Fest, bei der die Leuchtkraft des Weihnachtsbaums das auratische Zentrum bildet, einer quasi-›entarteten‹ französischen Neujahrsfestversion entgegen. Ein »herziges Fest« mit Baumpräsenz und Christkinderzählung zum Weihnachtsabend gäbe es in Paris nicht. Neben Völlerei und Zuckerschock sind es die sittlich fragwürdigen Spielwaren des französischen Neujahrsabends, die den Unmut der Autorin auf sich ziehen. Insofern die Puppen der Typenkomödie nachgebildet seien, könnten sie die kindliche Fantasie nicht angenehm reizen, sondern würden sie auf gar plumpe Weise korrumpieren.

Ungeachtet der Verunglimpfung der französischen Nation als ›Weihnachtsbanausen‹[48] und der Glorifizierung der ›Heidelberger Weihnacht‹

47 Helmina von Chézy: Erinnerungen aus meinem Leben, bis 1811. In: Dies.: Aurikeln. Eine Blumengabe von deutschen Händen. Bd. 1. Berlin 1818, S. 1–190, hier S. 189 f. (Hervorh. im Orig.).

48 In einem Zeitungsartikel von 1832 wird beispielsweise gegen das französische Neujahrsfest folgendermaßen polemisiert: »Der Neujahrstag vertritt hier die

ist die Schlüsselrolle des lichterbeladenen Weihnachtsbaums in Chézys Beschreibung des Weihnachtsabends, der die »trüben Wintertage [erhellt]«, evident. Nicht nur illuminiert er mit seiner »stattlich[en]« Ästhetik, die Überfluss suggeriert und dadurch Staunen evoziert, die dunkle Jahreswende, sondern bildet auch räumlich den Dreh- und Angelpunkt der gesellig-gastfreundlichen Zusammenkunft. Das Textbeispiel zeigt zudem, dass die kindliche Perspektive aus pädagogisch-moralischen wie ästhetischen Gesichtspunkten zur Conditio sine qua non des Weihnachtsfests avanciert. Gleichzeitig ist dieser Blick alles andere als unschuldig. In seiner literarischen Vermittlung durchkreuzen ihn sowohl kulturpolitische als auch nationalistische Ideologeme.

Chézys Heidelberger Weihnachtsbaum, so heißt es in ihren *Erinnerungen*, war ein »ungeheurer Tannenzweig, auf ein starkes Brett befestigt«.[49] Das Befestigen von Zweigen war um 1800 neben dem Aufstellen kleinerer bis mittelgroßer Bäume mithilfe von Holzkreuzen, in deren Mitte man den abgeschlagenen Baumstamm einfasste, durchaus üblich.[50] Wer keinen Baum bekam, griff zu holzgefertigten »Gabenträgern«.[51] Beliebt waren zudem Arrangements, bei denen der Baum auf dem Tisch in einen mit Wasser oder Sand gefüllten Topf gestellt oder gar in die Tischplatte eingelassen wurde, um, mit Moos und Holz drapiert, ein »sogenannte[s] Paradies- oder Christgärtlein« im Wohnzimmer zu bilden.[52] Manche Tischformationen mit Krippe, Geschenken und mehreren Bäumen[53] erweckten gar den Eindruck, sich in einem kleinen Weihnachtswald zu befinden. (vgl. Abb. 2).

Stelle des deutschen Weihnachtsfestes. Nur die deutschen Familien in Paris und einige wenige französische Familien, welche die altväterliche Sitte dem modernen Brauche vorziehen, lassen es sich nicht nehmen, für die Ihrigen eine Bescherung zu veranstalten. Freilich ist das hier eine kostspielige Sache. Kostet doch ein künstlicher Weihnachtsbaum von bescheidener Größe 40–50 Francs!« [Anon.:] Frankreich. In: Neue Speyerer Zeitung, 29. Dezember 1832, S. 148 f., hier S. 149.

49 Helmina von Chézy: Erinnerungen (Anm. 47), S. 189.

50 Vgl. Bernd Brunner: Die Erfindung des Weihnachtsbaums (Anm. 17), S. 51.

51 Ebd., S. 36.

52 Ebd.

53 In vermögenden Haushalten war es nicht unüblich, jedem Kind der Familie entsprechend der individuellen (und geschlechtsspezifischen) Geschenke einen eigenen Baum zu widmen. Vgl. in dieser Hinsicht Wilhelm Harnisch: Der Himmelsgarten, eine Weihnachts-Gabe für Kinder und kindliche Gemüther. Breslau 1824, S. [6].

Abb. 2: Ludwig Meyer: Weihnachten ist da, kolorierter Stich, 1824

Zwar erinnern diese Garten-Tisch-Arrangements mit Tanne(n) auf den ersten Blick vor allem an barocke Kunstkammern oder Münz- beziehungsweise Antiken-Kabinette, die auf hüfthohen Tischen drapiert wurden, um die Betrachtung und das Studium der Objekte zu ermöglichen. Sie stehen aber vielmehr den Pflanzentischen und -kabinetten nahe, die laut Sophie Ruppel das Zeitalter der aufklärerischen Botanophilie kennzeichnen.[54] Wie Ruppel umfangreich dargelegt hat, war das Ziel der bür-

54 Vgl. Sophie Ruppel: Botanophilie. Mensch und Pflanze in der bürgerlichen Gesellschaft um 1800. Wien, Köln, Weimar 2019, S. 477–480. Zur Pflanzenmöbelmode vgl. auch den Beitrag von Anna Ananieva in diesem Band.

gerlichen Stubengärtnerinnen und Stubengärtner ab Mitte des 18. Jahrhunderts, Pflanzen in den Wohnraum zu integrieren und ihr Gedeihen und Wachstum mit großer Sorgfalt zu unterhalten. Die Blumentische und Jardinieren sowie die dazugehörige umfangreiche Ratgeberliteratur, die unter anderem Tipps zum Aufstellen und Verrücken dieser Pflanzenmöbel gab, um den grünen Mitwohnenden je nach Tages- und Jahreszeit optimale Lebensbedingungen zu verschaffen, sind ein eindrücklicher Beleg für die botanophile bürgerliche Kultur um 1800. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts transformierte sich allerdings der Umgang mit den Pflanzen und deren Wahrnehmung im geteilten Wohnraum: »Im Gegensatz zum Haustier ist die Hauspflanze dabei zunehmend kein dem Menschen verwandtes Wesen mehr, sondern ein *Gegenstand* im Haus.«[55] Das Entwickeln repräsentativer, den »Luxus und Wohlstand des jeweiligen Hauses«[56] spiegelnder Pflanzenmöbel steht für diese Tendenzen ebenso paradigmatisch ein wie die teils opulenten Christbaum(garten)-Arrangements.

Da die Tannenbäume nicht als ganzjährige Wohnbegleiter, sondern allein in einem eng definierten Zeitkorridor in der »Weihnachtsstube«[57] platziert wurden, finden sie um 1800 auch kaum Erwähnung in den stubengärtnerischen Anleitungen. Zwar ist vom Weihnachtsbaum in verschiedenen gärtnerischen Publikationen die Rede, allerdings in erster Linie, um Hinweise zur Pflege derjenigen Blumen zu vermitteln, die ihn zum Weihnachtsfest zierend umgeben sollen. In der populären *Allgemeinen Gartenzeitung* wird entsprechend gedichtet: »Wenn dann in jungfräulicher Frische | *Hyacinthen*, die *Tulpen*, *Jasmin* | Im prunkvollen Farbengemische | Zum freundlichen Gärtchen erblüh'n; | Gemütlich vom leuchtenden Schimmer | Der zahlreichen Lichter erhellt | Der Vater im wärmenden Zimmer | den Christbaum mit Blumen umstellt.«[58] *Der neue Monatsgärtner* rät, rechtzeitig die entsprechenden Zwiebeln in Töpfe einzupflanzen, »[w]ill man zu Weihnachten blühende Tulpen, Jonquillen

55 Sophie Ruppel: Botanophilie (Anm. 54), S. 494 (Hervorh. im Orig.).
56 Ebd.
57 So heißt es bei Theodor Storm: Marthe und ihre Uhr. In: Ders.: Sämtliche Werke in vier Bänden. Hg. v. Peter Goldammer. Berlin, Weimar 1967. Bd. 1, S. 477–483, hier S. 479.
58 Karl Reger: Die Barbara-Zweige. In: Allgemeine Gartenzeitung. Eine Zeitschrift für Gärtnerei und alle damit in Beziehung stehende Wissenschaften 6 (1938), S. 50 f., hier S. 51 (Hervorh. im Orig.).

und Hyacinthen in Blühte haben«.[59] Kamen Tannenbäume außerhalb der Weihnachtssaison in das Wohnzimmer, sollten sie als ›Interieur‹ beziehungsweise ›Schlafstätte‹ der Stubenvögel dienen.[60] Kurzum: Bäume wie Weiß- und Nordmanntanne, Buchsbaum, Eibe, Fichte und Kiefer waren um 1800 saisonale, keine dauerhaften Mitwohnenden.[61] Mehr noch: Sofern er nicht getopft ins Haus kam, war mit dem Abschlagen des Baumes für das ›Weihnachtsgeschäft‹ sein Schicksal besiegelt: Nach absolviertem ›Weihnachtsdienst‹ mit Feiertagsgesang und festlichem Frohlocken wurde der Baum sang- und klanglos entsorgt.

Problematisiert wird diese Wegwerfpraxis in Hans Christian Andersens Erzählung *Der Tannenbaum* (Dän.: *Grantræet*, ED 1844), in dem der titelgebende Tannenbaum quasi-autobiografisch (und quasi nach seinem Ableben) von seinem kurzen Dasein als Weihnachtsbaum erzählt. Nach den Feiertagen wird er, wie es in einer Rezension zur deutschen Übersetzung von 1846 heißt, »in den Kehricht geworfen und verbrannt«.[62]

59 Johann Anton Frank: Der neue Monatsgärtner, oder leichtfaßliche Anleitung zu allen Verrichtungen im Obst-, Gemüß- und Blumengarten. Regensburg 1845, S. 123. Die Demarkation zwischen Naturprodukt und Artefakt, Lebewesen und Luxusobjekt verschwimmt in solchen Ratgebern zur ›Weihnachtsgärtnerei‹; die Verdinglichung der pflanzlichen Lebewesen wird dabei allerdings recht deutlich. Siehe auch [Anon.:] Anleitungen. In: Isis. Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien, 14. Januar 1886, S. 13: »Will man z. B. natürliche Blumen zum Weihnachtsbaum haben, so versäume man nicht, Ende November Zweige von Ziersträuchern (vom spanischen Flieder u. a.) abzuschneiden und solche in einem warmen Zimmer aufzustellen. Solche natürlichen Blumen sind ein prächtiger Schmuck am Weihnachtsbaum.«

60 Vgl. u. a. [Anon.:] Handbüchlein für Liebhaber der Stubenvögel, oder Anleitung zur Kenntniß und Pflege derjenigen Vögel, welche in der Stube gehalten werden können, ihre Krankheiten und Heilart derselben. München 1823, S. 1.

61 Zu diesen im 19. Jahrhundert meistverwendeten Arten vgl. Bernd Brunner: Die Erfindung des Weihnachtsbaums (Anm. 17), S. 30–36.

62 [Anon.:] [Rez.] Neue Mährchen von H. C. Andersen. In: Literaturblatt – Morgenblatt für gebildete Stände, 17. März 1846, S. 78 f., hier S. 78. Nachdem der Baum »in ein mit Sand gefülltes Faß gestellt« wurde, die Kerzen abgebrannt und der essbare Baumschmuck geplündert ist, landet er zunächst auf dem Dachboden, bevor ihn die Kinder zertreten und verfeuern: »Und der Baum […] dachte an seine frische Jugend im Wald, an den lustigen Weihnachtsabend und an die kleinen Mäuse, die so fröhlich die Geschichte von Klumpe-Dumpe angehört hatten. ›Vorbei! Vorbei!‹ sagte der arme Baum.« Hans Christian Andersen: Der Tannenbaum. Oldenburg 1993, S. 14, 31. Der Text und der Tannenbaum sind meines Erachtens nicht allein allegorisch zu lesen, wie Hans-Georg Grünig in seinem einschlägigen Artikel insinuiert:

Nur selten wurden (kleinere) Weihnachtsbäume offenbar im Topf gezogen und nach den Festtagen in den Garten verpflanzt. Andersens eloquenter Baum, der seine Lebensgeschichte als nachdenklich stimmende Verdinglichungsgeschichte erzählt, steht den sogenannten It-Narratives nahe, in denen Dinge, Tiere und gelegentlich auch Pflanzen eine Stimme erhalten, um ihre eigene, teilweise recht eigenwillige (Lebens-)Geschichte zu erzählen.[63] Erst Ende des 19. Jahrhunderts finden sich auch jenseits der literarischen Fiktion Stimmen, die zu einer nachhaltigen Nutzung der zu Weihnachten abgehauenen Bäume auffordern:[64] »Jede Familie ziehe sich einen lebenden Weihnachtsbaum«, heißt es 1894 in den *Kärntner Nachrichten*.[65]

»Der Traum der T[anne], als Weihnachtsbaum zu leuchten und eine Verklärung zu erleben, ist Thema in einigen Weihnachtsgedichten […] birgt jedoch, wie in Andersens Märchen vom T[annen]baum, die Gefahr der Eitelkeit.« Hans-Georg Grüning: [Art.] Tanne/Tannenbaum. In: Günter Butzer, Joachim Jacob (Hg.): Metzler Lexikon literarischer Symbole. Stuttgart [3]2021, S. 637 f., hier S. 638. Andersen verhandelt hier vielmehr die zunehmende Verdinglichung und Kommerzialisierung pflanzlicher Lebewesen, die nicht einmal mehr von (eigentlich alles belebenden) Kindern als lebendig und mit Eigeninteressen versehene Entitäten betrachtet werden.

63 Zu deutschsprachigen Dingerzählungen und ihrer Erforschung gibt es im Vergleich zum britischen Raum noch viel Aufholbedarf. Vgl. dazu zuletzt Christiane Holm, Martina Wernli, Johanna Wildenauer: Noch mehr Dinggeschichten. Zum Wechselspiel zwischen materieller Kultur und Genrekonventionen. In: Dies. (Hg.): Dinggeschichten II. Zyklographische Erzählungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Hagen 2024, S. 7–10.

64 Im *Praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau* konstatierte man 1887, dass »in jüngster Zeit die lebenden Weihnachtsbäume recht sehr in Aufnahme gekommen [sind]«. [Anon.:] Weihnachtsbaum-Plaudereien. In: Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau. Illustrierte Wochenschrift für Gärtner, Gartenliebhaber und Landwirte, 18. Dezember 1887, S. 601. Zudem wurde aus Sicherheitsgründen vom unsachgemäßen Verbrennen der Weihnachtsbäume nach dem Fest abgeraten. Vgl. u. a. [Anon.:] Vorsicht beim Verbrennen des Christbaumes. In: Fürther Hausfreund. Blätter für Unterhaltung und Belehrung, Samstag, 2. Januar 1897, S. 14: Da »bekanntlich vielfach die Gewohnheit [besteht], den Christbaum im Zimmerofen zu verbrennen«, müsse man sich vor der Explosionsgefahr schützen, die bei zu schnellem Verbrennen großer Mengen des Baums aufgrund seines hohen Harzgehalts eintreten könne.

65 [Anon.:] Gmünd. In: Kärntner Nachrichten, 5. Dezember 1894, S. 4. Ausgangspunkt für die Überlegungen zum Aufziehen der Bäume sind auch hier v. a. ökonomische, weniger biozentrische Gründe. Forstverluste durch das alljährliche, meist unkundige Abholzen (junger) Bäume müssten ausgeglichen werden. Doch das Potenzial des Baums als lebender Mitbewohner wird den-

Es sei, so ein überzeugter Gärtner in einem Artikel der *Gartenflora*, »pietätlos, fast profan«, eine »abgehauene Tanne« »nach 10 Tagen als Anfeuerungsmaterial zu benutzen«.[66] Wie diese Appelle vor Augen führen, wurde der Weihnachtsbaum in den Wohnstuben bis zum Ende des 19. Jahrhunderts vor allem als temporär zuhandenes Schmuckstück der Weihnachtsstube behandelt. Die Tanne wurde damit Teil der bürgerlichen Konsum- und Warenlogik: ein prachtvoll hergerichtetes Mittel zum festlichen Zweck, das – wie noch heute vielerorts üblich – nach den Feiertagen entsorgt wurde.

Diese Tendenz kritisieren neben Andersens Märchen, das den Baum als fühlendes Lebewesen mit eigenen Perspektiven und Interessen zu bedenken gibt, auch andere literarische Texte des 19. Jahrhunderts. Zur Verdinglichung des Baums bilden sie in gewisser Hinsicht einen Gegenpol, indem sie seinen Warencharakter als zentralen Bestandteil einer weihnachtlichen Konsumkultur sichtbar machen, im Gegenzug aber auch das magische Potenzial der Bäume in den Vordergrund treten lassen. Parallel zur Tendenz der schmucken Verdinglichung des Tannenbaums im Prozess seiner Weihnachtsbaumwerdung lassen sich in der Literatur und Kunst des frühen 19. Jahrhunderts erstens Ansätze eines mehr-als-menschlichen Geselligkeitsmodells mit Baum ausfindig machen, das Formen des Miteinander-Werdens[67] erkennbar werden lässt. Zweitens wird mit dem Weihnachtsbaum ein romantisches Kunstmodell erprobt, das auf Fantasie und Kreativität anstatt auf Abbild- und Nachahmungsideale

noch ersichtlich: »Unsere einheimische Fichte, sowie insbesondere die amerikanische Weißfichte und die prächtige Balsamtanne eignen sich ganz vorzüglich zur Topfcultur. […] Der zum lieben Freunde gewordene Weihnachtsbaum wächst mit dem Menschen mit, vielleicht können aus demselben mehrere Generationen Nutzen ziehen, wenn sie denselben schützen und pflegen« (ebd.).

66 I.I. Graebener: Lebender Weihnachtsbaum. In: Gartenflora. Zeitschrift für Garten- und Blumenkunde 36 (1887), S. 142. Graebener lanciert nicht nur, was es zu tun gilt, um die Tannen »in der Baumschule« entsprechend für den Weihnachts-»Gebrauch« heranzuziehen, sondern geht auch auf die weit ins neue Jahr reichende Pracht seines mittlerweile seit vier Jahren wiederkehrenden Stubenbaums ein.

67 Haraway beschreibt dieses ›Miteinander-Werden‹ (»becoming-with«) wie folgt: »Becoming-with, not becoming, is the name of the game; becoming-with is how partners are […] rendered capable. Ontologically heterogeneous partners become who and what they are in relational material-semiotic worlding. Natures, cultures, subjects, and objects do not preexist their intertwined worldings.« Donna Haraway: Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene. Durham 2016, S. 12 f.

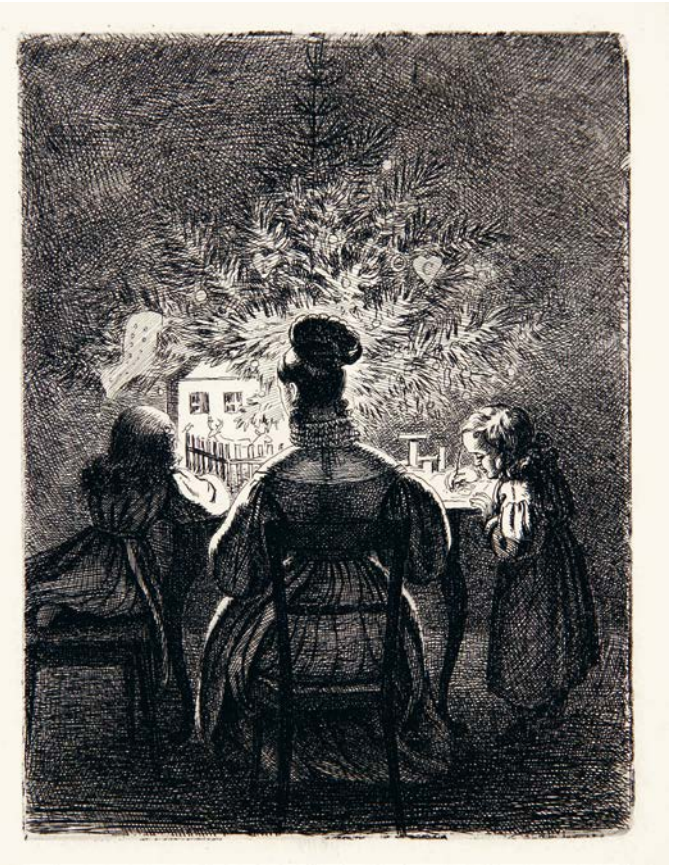

Abb. 3: Ludwig Emil Grimm:
Charlotte Amalie, Carl und Friedrich Hassenpflug mit Baum,
Radierung, 1830

setzt. In der um 1830 entstandenen Radierung von Ludwig Emil Grimm beispielsweise, die seine Schwester Charlotte Hassenpflug und vermutlich ihre Kinder Friedrich (»F« im Weihnachtsbaumschmuck) und Carl (»C«) am Weihnachtstisch zeigt (Abb. 3), bildet der Baum nicht nur das Zentrum der Bildkomposition, sondern illuminiert auch die durch Licht- und Schattenwurf teilweise nicht trennscharfen, ineinander übergehenden Körper von Mensch, Baum und Tierfiguren. Die Grafik inszeniert damit den Tisch-mit-Baum als Ort der gemeinsamen kreativen Tätigkeit.

Der leuchtende, mit zahlreichen Schnitzereien und Schmuckstücken ausgestattete Baum kann damit, nicht nur für den zeichnenden Carl

rechts im Bild, als bildsprachlich hervorgehobener Begleiter und als Vorbild für den eigenen ästhetischen Ausdruck gelesen werden. Weihnachtsbäume sollten offensichtlich nicht andächtig aus körperlicher Distanz in Augenschein genommen werden. Vielmehr stellte man sie buchstäblich auf Augenhöhe, um sie mit allen Sinnen erfahrbarer machen zu können. In Grimms Radierung erzeugt die räumliche Unschärfe gar den Eindruck, dass der Baum mit am Tisch sitzt und nicht einfach auf dem Tisch steht.[68] Die Romantik lässt die bürgerliche Wohnkultur auch zum Weihnachtsfest als eine alljährlich wiederkehrende, synästhetisch konfigurierte Kontaktzone zwischen Pflanze und Mensch erkennbar werden.

Wunderbaum im Weihnachtszimmer (E. T. A. Hoffmann)

Im wohl bekanntesten deutschsprachigen ›Weihnachtsmärchen‹ E. T. A. Hoffmanns, *Nußknacker und Mausekönig*, erstmals 1816 in der von Hoffmann, Friedrich de la Motte Fouqué und Wilhelm Contessa herausgegebenen Märchensammlung abgedruckt,[69] spielt die Frage der sozialen Herkunft und damit verbunden der räumlichen Inszenierung des Weihnachtsfests mit Christbaum eine zentrale Rolle. Nicht nur wird erwähnt, dass es sich bei den Kindern Marie und Friedrich um die Sprösslinge eines Medizinalrats mit dem sprechenden, anorganisch-organischen Hybridnamen ›Stahlbaum‹ handelt. Die Kinder müssen auf die Enthüllung ihrer Christgeschenke inklusive des lichtergeschmückten Baums vielmehr auch »[i]n einem Winkel des Hinterstübchens zusammengekauert« harren, weil es ihnen untersagt ist, »in die Mittelstube hinein« oder gar »in das daran stoßende Prunkzimmer« vorzudringen, wo Baum und Bescherung kuratiert werden.[70] Das Präsentieren des Baums wird damit in das repräsentative »Staatszimmer« verlagert und aus den Augen der Kinder als eine

68 Für diesen Hinweis danke ich Christiane Holm.

69 Für einen Einblick in die einschlägigsten Forschungserkenntnisse zu diesem Märchen vgl. Marion Schmaus: *Nußknacker und Mausekönig. Ein Weihnachtsabend* (1816). In: Christine Lubkoll, Harald Neumeyer (Hg.): E. T. A. Hoffmann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2015, S. 100–103.

70 Vgl. E. T. A. Hoffmann: Nußknacker und Mausekönig. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hg. v. Hartmut Steinecke, Wulf Segebrecht. Frankfurt a. M. 1985–2004. Bd. 4. Hg. v. Wulf Segebrecht unter Mitarbeit v. Ursula Segebrecht. Frankfurt a. M. 2008, S. 242–309, hier S. 242.

Form des Spektakels erkennbar. Die Affektlogik dieser maximal theatralen Struktur zielt auf größtmögliche ästhetische Überwältigung ab, die der Text in seinem Inszenierungsgestus nachvollzieht und gleichermaßen demaskiert: »In dem Augenblick ging es mit silberhellem Ton: Klingkling, klingkling, die Thüren sprangen auf, und solch ein Glanz strahlte aus dem Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem Ausruf: Ach! – Ach! wie erstarrt auf der Schwelle stehen blieben.«[71] Die Erzählung nähert sich dem weihnachtlichen Prunkzimmer aus der kindlichen Perspektive mit rhetorischem Aplomb – erst der Eintritt der Erwachsenen, die die Kinder über die symbolträchtige Schwelle ins Prunkzimmer begleiten, löst das spannungsgeladen-sinnliche Moment (klingen, springen, glänzen) des kindlichen Lauschens, Stammelns und Geblendet-Seins auf. In einer selbstreflexiven Volte macht die Erzählung anschließend auf ihren eigenen Konstruktcharakter und gleichermaßen auf die Gemachtheit des illuminierten Pomps der ›schönen Bescherung‹ aufmerksam, indem der Erzähler sein eigenes – männliches – Lesepublikum imaginiert: Mit »sehr geneigter Leser oder Zuhörer Fritz – Theodor – Ernst – oder wie du sonst heißen magst«[72] findet die Rhetorik der kindlichen Überwältigung einen Ansprechpartner und wird gleichzeitig in ihrer Rhetorizität kenntlich gemacht. Weniger die kindliche Anschauung, sondern vielmehr das Moment ihrer künstlerischen Herstellung rückt dabei ins Bewusstsein.

An dieses Making-of anschließend gibt der Text den Blick auf den Weihnachtsbaum frei:

> Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldne und silberne Aepfel, und wie Knospen und Blüthen keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es noch für schönes Naschwerk giebt, aus allen Aesten. Als das schönste an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen dunkeln Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst in sich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud seine Blüthen und Früchte zu pflücken.[73]

Aus der kindlichen Perspektive, die der Text hier in Szene setzt, wird der Baum zum paradiesischen Superzeichen – ein arboreales Schlaraffenland, dem Zuckerwerk entwächst und das mit seinen Kerzen dem Sternenhim-

71 Ebd., S. 245.
72 Ebd.
73 Ebd.

mel Konkurrenz macht. Gleichzeitig ist dieser Baum aus ebendieser Perspektive alles andere als ein lebloser Warengegenstand oder eine zum Sinnbild der Kinderweihnacht erstarrte zuhandene Masse aus Holz. Aus der fokalisierten Kinderwahrnehmung tritt der Baum als handelndes, gastliches Wesen in Erscheinung, das seine Gaben teilt und zum gemeinsamen Zuckerbrotbrechen auffordert. Aufgerufen wird hier nicht nur eine Abendmahlsymbolik, sondern eine Konstellation, in der das Miteinander-Teilen als Form eines wechselseitigen Betrachtens und Miteinander-Werdens zwischen Mensch und Baum im Fokus steht. Das Konzept der von Donna Haraway prominent gemachten ›companion species‹ leitet die Biologin und feministische Philosophin nicht von ungefähr unter anderem vom Lateinischen ›cum panis‹ (›mit Brot‹) und ›specere‹ (›erblicken‹) ab.[74] Zum Status des Weihnachtsbaums als handelndes Lebewesen hat der »Kindermährchen«-Illustrator Peter Carl Geissler die passende Zeichnung beigesteuert. (Abb. 4)

Der Baum steht hier eingetopft auf dem voll bepackten (Gaben-) Tisch. Das Bild lässt ihn als Stubengarten-Mitbewohner des Haushalts mit mutmaßlich alljährlich wiederkehrender Weihnachtsrolle ansichtig werden.

Aus der Perspektive der Kinder, und hier vor allem in Maries Wahrnehmungswelt, zieht mit diesem übernatürlichen Kunstwerk von einem Tannenbaum das Wunder der Weihnacht in das großbürgerliche Prunkzimmer ein und markiert die Initialzündung für Hoffmanns Phantastik: die Unentscheidbarkeit zwischen Traum und Wirklichkeit, Fiktion und Realität. Denn »am Baum«,[75] zunächst verdeckt von den Spielzeugsoldaten ihres Bruders, findet Marie den Nussknacker a. k. a. Neffe Droßelmeier, der König von Konfektburg wird, am Ende um Maries Hand anhält und der – obwohl »aus Lindenholz geschnitzt«[76] – offenkundig alles andere als tot und leblos ist. Im Gegensatz zu den Erwachsenen ist Marie von Anfang an in der Lage, dort Leben und Gefühl zu erkennen, wo andere nur Funktionsware für den Menschen (»soll für euch alle tüchtig arbeiten, er soll euch fein die harten Nüsse aufbeißen«[77]) beziehungs-

74 Vgl. Donna Haraway: When Species Meet. Minneapolis 2008, S. 17: »*Companion* comes from the Latin *cum panis*, ›with bread‹. Messmates at table are companions. […] The Latin *specere* is at the root of the things here, with its tones of ›to look‹ and ›to behold‹« (Hervorh. im Orig.).

75 E. T. A. Hoffmann: Nußknacker und Mausekönig (Anm. 70), S. 249.

76 Ebd., S. 257.

77 Ebd., S. 249.

Abb. 4: Peter Carl Geissler: Nussknacker & Mäusekönig, Lithografie, ca. 1840

weise von Menschen schlecht gefertigtes »Handwerk« erkennen.[78] Maries »lebhafte Fantasie«[79] hingegen sieht wahr: Im Holz steckt Leben. Genau hieran erkennt der Serapionsbruder Lothar, der Erzähler des Märchens »vom Nußknacker und Mäusekönig«, den Reiz und die Aufgabe des Märchenerzählens für »lebhafte fantasiereiche Kinder, von denen hier nur die Rede sein kann«: »[S]ie verlangen wohl was Besseres [als sich mit inhaltsleeren Faseleien, wie sie oft unter dem Namen Märchen vorkommen[,] [zu] begnügen] und es ist zum Erstaunen, wie richtig[,] wie lebendig sie manches im Geiste auffassen, das manchem grundgescheuten Papa gänzlich entgeht.«[80] Kinder, die vermeintlich unbelebte Materie als leben-

78 Ebd., S. 250.
79 Ebd., S. 285.
80 Ebd., S. 307.

dig, handelnd und wirkmächtig erkennen, stehen der »richtigen« Welt-Anschauung in den Augen des Erzählers weitaus näher als die rationalistisch entzauberte Weltsicht der Erwachsenen.[81] Maries mitnichten kindliche Perspektive öffnet die Einsicht in eine mehr-als-menschliche Welt, in der Menschen nie allein handeln und Weihnachtsbäume nicht auf ihre Funktion als bloßer Zierrat oder passive Statisten im großbürgerlichen Wohnzimmer reduziert werden können.

Auch in Hoffmanns *Meister Floh. Ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde* (1822) wird das Prunk-Zimmer zum großbürgerlichen Spiel-Raum, um mithilfe des Lichterbaums die vermeintlich eindeutigen Trennlinien zwischen Wirklichkeit und Illusion zu hinterfragen. In Frankfurt am Main, »der bürgerlichsten aller Bürgerstädte«,[82] wie Norbert Miller kürzlich in einer Studie zu *Meister Floh* konstatiert hat, wartet der Protagonist Peregrinus Tyß auf das Christkind, das er selbst bestellt hat:

> Peregrinus befand sich in einer dunklen Kammer, die neben dem Prunkzimmer belegen, wo ihm der heilige Christ einbeschert zu werden pflegte. Dort schlich er bald leise auf und ab, lauschte auch wohl ein wenig an der Türe, bald setzte er sich still hin in den Winkel und zog mit geschlossenen Augen die mystischen Düfte des Marzipans, der Pfefferkuchen ein, die aus dem Zimmer strömten. Dann durchbebten ihn süße heimliche Schauer, wenn, indem er schnell wieder die Augen öffnete, ihn die hellen Lichtstrahlen blendeten, die, durch die Ritzen der Türe hereinfallend, an der Wand hin und her hüpften.[83]

Peregrinus weigert sich nicht nur, erwachsen zu werden. Er lehnt es auch ab, der kindlich codierten Vorfreude auf den Anblick des (noch nicht erzählten) Weihnachtsbaums zu entbehren. Hoffmanns 1822 nur zensiert erschienenes *Märchen in sieben Abenteuern* zeigt in punkto Erwartungsinszenierung und synästhetisch modulierter Verzögerungstaktik der Weih-

81 Vgl. in diesem Sinne Marion Schmaus: *Nußknacker und Mausekönig* (Anm. 69), S. 103.

82 Norbert Miller: Die künstlichen Paradiese. Literarische Schöpfung aus Traum, Phantasie und Droge. Göttingen 2022, S. 303. Vgl. für einen Forschungsüberblick auch Aura Heydenreich: *Meister Floh. Ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde* (1822). In: Christine Lubkoll, Harald Neumeyer (Hg.): E. T. A. Hoffmann Handbuch (Anm. 69), S. 166–171.

83 E. T. A. Hoffmann: Meister Floh. In: Ders.: Sämtliche Werke (Anm. 70). Bd. 6. Hg. v. Gerhard Allroggen, Friedhelm Auhuber, Hartmut Mangold u. a. Frankfurt a. M. 2004, S. 303–467, hier S. 304.

nachtsbaum-Enthüllung im »Prunkzimmer« deutliche Parallelen zum *Nußknacker*-Märchen. Hell-Dunkel-Kontraste, Duftreize und körperliche Affizierung bilden das sinnliche Schattenspiel auf der innerlichen Projektionsleinwand, das in den durch die »Ritzen der Türe hereinfallend[en]« Lichtern an der Wand äußerlich gespiegelt wird. Auch die Enthüllung des Baums im Festsaal ähnelt der Spektakelästhetik aus *Nußknacker und Mausekönig*:

> Endlich erklang das silberne Glöcklein, die Türe des Zimmers wurde geöffnet und hinein stürzte Peregrinus in ein ganzes Feuermeer von bunt flackernden Weihnachtslichtern. – Ganz erstarrt blieb Peregrinus vor dem Tische stehen, auf dem die schönsten Gaben in gar hübscher zierlicher Ordnung aufgestellt waren, nur ein lautes – Ach! drängte sich aus seiner Brust hervor. Noch nie hatte der Weihnachts-Baum solche reiche Früchte getragen; denn alles Zuckerwerk, wie es nur Namen haben mag und dazwischen manche goldne Nuß, mancher goldne Apfel aus den Gärten der Hesperiden, hing an den Ästen, die sich beugten unter der süßen Last.[84]

Von der Pose der Erstarrung über die Affektvokabel »Ach!« bis hin zum »Feuermeer«, das die spiegelbildliche Verkehrung der hundert funkelnden Sterne aus der Weihnachtsbaumszene in *Nußknacker und Mausekönig* untermalt, bespielt *Meister Floh* die bekannten Forme(l)n weihnachtsbauminduzierter Reizüberflutung. Trotz der Ähnlichkeit der Schau-Logik, die das Weihnachtsbaumarrangement im Schauzimmer in beiden Hoffmann-Erzählungen kennzeichnet, ist die Perspektive des Baums als Mitspieler in dieser Inszenierung eine andere. Zwar stellt er auch in Peregrinus' Augen den strahlenden Mittelpunkt des Zimmers dar, das hier nicht zum Paradiesgärtlein, sondern zur Hesperiden-Idylle stilisiert wird.[85] In der Schau-Konstellation von *Meister Floh* besitzt der Baum allerdings keine Eigenperspektive und entbehrt jeglicher ›companion‹-

84 Ebd.

85 Die Äpfel der Hesperiden – schon in der Antike als Symbol göttlicher Unsterblichkeit und ewiger Jugend verhandelt – spiegeln offensichtlich Peregrinus' Wunsch, nicht zu altern, und stehen damit im Kontrast zu Maries und Friedrichs Perspektiven, die die gold- und silberfarbenen Äpfeln als quasi-organische Teile des Baums betrachten und ihnen keinen symbolischen, sondern einen ästhetischen Wert zuweisen. Vgl. Philipp Theison: [Art.] Apfel. In: Günter Butzer, Joachim Jacob (Hg.): Metzler Lexikon literarischer Symbole (Anm. 62), S. 31–34, hier S. 31 f.

Dynamik. Im Gegensatz zu Marie sieht sich Peregrinus weder als jemand, der vom Baum gesehen, noch als jemand, der vom Baum ›cum panis‹ zum »Zuckerwerk«-Naschen aufgefordert wird: Der Weihnachtsbaum in Peregrinus' Prunkzimmer handelt nicht – er ist zuhanden. Statt eines Eigenlebens tritt sein Warencharakter in den Vordergrund. Von den gekauften Spielsachen und bemalten Schmuckstücken unterscheidet sich der Baum hier nicht mehr wesentlich. Was Hoffmann mit seinem schrägen Peregrinus, der alle Jahre wieder einen Weihnachtsbaum anschaffen und drapieren lässt, um seine ewige Jugend heraufzubeschwören, auf den Punkt bringt, ist eine Fetischisierung der Ware, zu der auch der verdinglichte Baum zählt.[86] Gegenstand der kritischen Reflexion ist hier aber nicht nur die Warenfetischisierung, sondern die damit gekoppelte bürgerliche Selbstinszenierung der Kernfamilie. Das bürgerliche Familienporträt mit Weihnachtsbaum reduziert Hoffmann in dieser Erzählung zur Schwundformel. Von der familiären Idylle ist nur noch die Performance übrig. Die Familienfestinszenierung ohne Familie wird hier zum Zerrspiegel der bürgerlichen Ordnung mit Baum.

Kehrseiten bürgerlicher »Familiengemälde« mit Baum (Therese Huber)

Einer anderen ästhetischen Raumlogik unterliegt jene Konfrontation mit einem Weihnachtsbaum, die für Therese Hubers Erzählung *Alte und neue Zeit. Auch ein Familiengemälde* von 1823 maßgeblich ist.[87] Die Autorin platzierte den Text, beginnend mit der ersten Januarausgabe, in achtteili-

86 Vgl. in dieser Hinsicht Ingeborg Weber-Kellermann, die den Boom der (u. a. festtagsorientierten) Spielzeugindustrie und den Wandel der Gabenrituale zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund steigender Konsumorientierung des Bürgertums vermisst. Ingeborg Weber-Kellermann: Die deutsche Familie (Anm. 10), S. 238–241.

87 Zu Therese Huber, geb. Heyne, geschiedene Forster, und ihrer umfangreichen Werkbiografie vgl. im Überblick Andrea Hahn: »Wie ein Mannskleid für den Körper«. Therese Huber (1764–1829). In: Karin Tebben (Hg.): Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Göttingen 1998, S. 103–131. Hubers *Alte Zeit und neue Zeit* ist kaum erforscht. Peter Wittemann hat den Text kürzlich – leider nur kursorisch – hinsichtlich seiner Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Luxusdebatten untersucht. Vgl. Peter Wittemann: Luxus-Praktiken in der Literatur der Aufklärung. Lesesucht, Alkohol und Onanie. Berlin, Boston 2025, S. 59–61. Vgl. auch Vibha Bakshi

ger Serie in Johann Friedrich Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände*, das Huber von 1817 bis Ende 1823 selbst redigierte.[88] Er wurde von Hubers Sohn Victor Aimé ab 1830 als Teil der postum edierten *Erzählungen* erneut in den Druck befördert.[89] Dass bei Huber im Vergleich zu Hoffmann ein anderes Bild des Weihnachtsbaums inszeniert wird, hängt unter anderem mit einer doppelten Verschiebung im Rahmen der festtäglichen Enthüllungs- beziehungsweise ›Baumbegegnungsszene‹ zusammen. Verschoben wird, erstens, der imaginierte Blick des Kindes (beziehungsweise – in Bezug auf Peregrinus – der kindliche Blick) auf den Lichterbaum zu dem des Erwachsenen. Dennoch unterliegt dem Blickregime die bereits bekannte Verknüpfung von Lichterbaum und Kindheit in einer idyllisch konturierten Bildkomposition; zweitens öffnet sich hier keine Prunkzimmer-, sondern eine Familienzimmertür. Die ›Erstbeschau‹ der grünen Kontaktszene mit Baum ist nicht auf Blendung, sondern auf häusliche Behaglichkeit und ein geselliges Miteinander der Generationen, Geschlechter und Stände abgestellt. Hubers Text inszeniert eine soziale Ordnung, in der die moderne ›Heilige Familie‹ im Mikrokosmos des vormodernen Familienzimmers einen Platz mit Baum erhält. Anschaulich werden soll dadurch ein Konzept der familiären ›Häuslichkeit‹,[90] das sich in erster Linie durch gesellige, interaktive Praktiken auszeichnet.

Gokhale: Walking the Tightrope: A Feminist Reading of Therese Huber's Stories. Columbia 1996, insbesondere S. 10 f.

88 Zu Hubers Redaktionsarbeiten vgl. insbes. Magdalene Heuser: Lektüre – Übersetzung – Vermittlung. Therese Hubers Redaktionstätigkeit für Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände*. In: Oxford German Studies 42 (2013), S. 158–172 sowie Bernhard Fischer: Cottas ›Morgenblatt für gebildete Stände‹ in der Zeit von 1807 bis 1823 und die Mitarbeit Therese Hubers. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 43 (1995), S. 203–239.

89 Therese Huber: Alte Zeit und neue Zeit. Auch ein Familiengemälde. In: Dies.: Romane und Erzählungen. Hg. v. Magdalene Heuser. Bd. 10. Reprogr. Nachdr. der Ausgabe Leipzig, Brockhaus 1830–1831. Hildesheim, Zürich, New York 2006, S. 233–319.

90 Die Dialektik des Textes und den damit verbundenen didaktisch-moralischen Anspruch betont der »Herausgeber« in einer an den Titel des Textes anschließenden Fußnote, in der er verlauten lässt, dass weder er noch die »Verfasserin« des Textes an »Beifall des großen Publikums« interessiert seien. Stattdessen solle das Geschriebene zur Reflexion anregen: »Wer aber das fressende, tiefe Geschwür unserer Zeit: Unhäuslichkeit oder unwürdige Häuslichkeit, erkannt hat, dem wird hier der Stoff zum Nachdenken nicht fehlen.« Ebd., S. 233.

Die Handlung dieses »Familiengemälde[s]«[91] ist in der Gegenwart der Publikation, den 1820er Jahren, verortet. Der Erzähler Wilhelm Kempe – vor zwanzig Jahren nach Nordamerika ausgewandert – berichtet in einem Brief an einen Freund, wie er während des Besuchs in der ›alten‹ deutschen Heimat völlig neue sozioökonomische Strukturen und Familienverhältnisse vorfindet, die ihm als hochgradig desintegrativ bis schlichtweg degenerativ erscheinen. Kempe kann seine alte Heimat kaum wiedererkennen:[92] Sein Schwager lässt die Familie abends allein,[93] seine Neffen sind aufmüpfig und »vernachlässigt«,[94] seine Nichten lernen auf einer Töchterschule alles und nichts,[95] die räumliche und tätigkeitsbezogene Separierung der Geschlechter hat sich zuungunsten des familiären Zusammenlebens und des Eheglücks ausgewirkt.[96] Das Gegenbild zu diesen für Kempe frappierenden Entwicklungen der vergangenen zwanzig Jahre entdeckt er – abseits der korrumpierten Stadtgesellschaft – bei seinem ehemaligen Kommilitonen auf einem ländlich gelegenen Gut, das den sprechenden Namen »Eichenhall«[97] trägt und ihm aus seiner Kindheit vertraut ist. Hier begegnet ihm das verloren geglaubte Porträt der

91 Therese Huber: Alte Zeit und neue Zeit (Anm. 89), S. 233.

92 Kempes Mutter veranschaulicht den für ihren Sohn so auffallenden Wandel des sozialen Miteinanders in seinem früheren Umfeld bezeichnenderweise an einer räumlichen Unterscheidung, der soziale und geschlechtsspezifische Implikationen eingeschrieben sind und die die Verantwortung für den Verlust traditioneller Werte und gemeinschaftlicher Praktiken auf die Männer zurückführt: »Die Männer sind nicht mehr wie Dein Vater; damals war das innere Hauswesen die Hauptsache, jezt ists das Besuchszimmer.« Ebd, S. 243. Vgl. in dieser Hinsicht auch ebd., S. 247 f.

93 Vgl. ebd., S. 245 f.

94 Ebd., S. 240.

95 Vgl. ebd., S. 236 f. Ausnahmen bestätigen die Regel: Kempe findet auch einige Frauen, die der »Unterricht in den Töchterschulen« zu intellektuellen Gesprächspartnerinnen und Beraterinnen ihrer Ehemänner bildet. Vgl. ebd., S. 253 f. Der durch die weibliche Bildung beförderte Zustand der Frauen, so der kulturkritische Kempe, sei allerdings in der Regel desaströs. Vgl. dazu ebd., S. 254 f. Siehe dazu auch die entgegengesetzten Ansichten über den Missstand des familiären Zusammenlebens aus männlicher und weiblicher Sicht (ebd., S. 264–266).

96 Vgl. ebd., S. 248, 254–257.

97 Ebd., S. 258. Die Eiche galt bereits um 1800 als »Symbol der Beharrlichkeit und des Widerstandsgeistes sowie des Deutschen«. Roman Lach: [Art.] Eiche. In: Günter Butzer, Joachim Jacob (Hg.): Metzler Lexikon literarischer Symbole (Anm. 62), S. 128 f., hier S. 128.

deutschen Idealfamilie »nach der Väter Sitte«,[98] das er nur noch bei den deutschen Auswanderern in den USA bewahrt glaubt, im Eichenhaller Familienzimmer – mit Weihnachtsbaum:

> [E]s war schon ganz dunkel, kein Knecht war im Hofe zu sehen und zu hören, der Hund bellte und knurrte, lag aber noch an der Kette. Doch im Familienzimmer hörte ich's jauchzen und jubeln. – Mir ward ganz wunderlich zu Muthe unter dieser meiner Jugendumgebung […] – kein Licht im Vorplatz, die Küchenthür geschlossen, des Amtmanns Zimmer eben so – ich entschließe mich kurz, klopfe ans Familienzimmer, leise, lauter – da öffnet sich die Thür von innen, ein Knecht mit einem ächten fränkischen Birnenkopf guckt heraus, und von mir ab ins Zimmer, indem er mir gleichsam Platz macht. – Welch ein buntes Gewimmel traf ich da an! – Mitten in dem großen Zimmer stand ein Tisch mit einem ungeheuern Weihnachtsbaum, rund umher lagen in vier Abtheilungen die Geschenke der vier ältern Kinder, rechts stand ein Kindertisch mit einer ganzen Schreiner-Werkstätte, für Kinder fast zu derbes Kaliber, daneben saß ein sechsjähriger Knabe auf einem Schaukelpferd, eine schöne neue Pudelmütze über den lebendigen Augen, einen halben Maaskrug mit zinnernem Deckel in der einen Hand, eine Art Wurst, wie der Pagat im Tarok, in der andern […].[99]

Hören, Sehen, Staunen dominiert auch hier die Choreografie der Erstkonfrontation mit dem Baum, folgt aber – gemäß der Erzählperspektive des Erwachsenen – nicht länger einer sinnlichen Erhabenheits- und/oder Überwältigungslogik. Die Kinder sind hier nicht wie bei Chézy und Hoffmann die Betrachtenden, sondern rücken in die Rolle der Betrachteten. Mehr noch: Auch der Weihnachtsbaum steht in der Wahrnehmung des Protagonisten nur kurzzeitig im Fokus – der Blick konzentriert sich vielmehr inventarartig auf die Dinge neben dem Baum und um ihn herum: Tisch, Werkstatt, Schaukelpferd, Pudelmütze, Gefäß, Wurst – Objekte, mit denen die männlichen Kinder des Hauses offensichtlich ihre sozialen Rollen einüben. An die Szene schließen sich zugewandte Gespräche, gemeinsames Lesen, Handwerken, Musizieren und Tanzen sowie gesellige Familienabende mit Menschen aus dem Freundeskreis und der Nachbar-

98 Therese Huber: Alte Zeit und neue Zeit (Anm. 89), S. 246.
99 Ebd., S. 259 f.

schaft im Eichenhaller Haushalt an.[100] Dem Erzähler gilt dieser Oikos als Inbegriff »häuslicher Sitte, gebildeten Mittelstand[s]«.[101] Von Luxus,[102] gekauftem Spielzeug und konsumistischem Überfluss ist hier keine Rede.

Das »Familiengemälde« mit Weihnachtsbaum, das im 19. Jahrhundert zum Genrebild der glücklichen bürgerlichen deutschen Familie und zum Topos der häuslichen Festtagsharmonie wurde,[103] ist bei Huber bereits als prekär und problemgeschichtlich virulent markiert. Denn Eichenhall und sein häusliches Miteinander entsprechen im Text nicht der Norm, sondern bilden eine Ausnahme von der Regel der »Missverhältnisse in allen Familien des Mittelstands, also in dem Heerd der geistigen Nationalität«.[104] Doch der Text rückt auch Kempes konservative Perspektive in ein durchaus kritisches Licht. Besonders deutlich wird die Infragestellung seiner soziopolitischen Ansichten. Kempe bringt die »Ausartung des Familienlebens«[105] mit der zunehmenden sozialen Durchlässigkeit und den damit verknüpften Aufstiegsmöglichkeiten »in Deutschland«[106] in Verbindung: »Nun wurden aber plötzlich die Beamten aus der Residenz in Landstädte versetzt, Adliche [sic] in bürgerliche Stellen, Bürgerliche bekamen Adelsrang, Kaufleute bekamen Titel, Landleute wurden in die Städte versezt, ihr Standessinn ward ihnen genommen, und Bürgersinn können diese Leute wohl nicht in sich entwickeln.«[107] Im Paratext wird dem Erzähler hier allerdings eine Absage erteilt. Eine an den Begriff »Bürgersinn« anschließende Fußnote interveniert: »Das ist falsch und beschränkt geurtheilt. Der Deutsche, der Konstitution hat, entwickelt auch Bürgersinn.«[108] Offen bleibt zum einen, ob Huber oder der Verleger Johann Friedrich Cotta die Fußnote verantwortete, zum anderen, ob

100 Vgl. ebd., S. 260–264.
101 Ebd., S. 261.
102 Den Begriff des ›Luxus‹ definiert und diskreditiert der Text in Bezug auf Kempes Schwester, der es nicht gelingt, »die Fülle des Nothwendigen dem spärlich Überflüssigen vorzuziehen«. Ebd., S. 250.
103 Vgl. in dieser Hinsicht Ingeborg Weber-Kellermann: Die deutsche Familie (Anm. 10), insbes. S. 224–226, 240 f.
104 Therese Huber: Alte Zeit und neue Zeit (Anm. 89), S. 252. Den politischen Dimensionen des Textes, die an die Familienbetrachtung geknüpft sind und hier im Begriff der ›Nationalität‹ aufscheinen, müsste in einem eigenen Aufsatz nachgespürt werden.
105 Ebd., S. 248.
106 Ebd.
107 Ebd., S. 249.
108 Ebd.

»Konstitution« hier mit einer staatlich-politischen oder einer individuell-sittlichen Verfassung gleichsetzt wird. In Bezug auf Huber liegt eine politische Deutung durchaus nahe. Ihre demokratischen, vormals jakobinischen Gesinnungen sind der Forschung ebenso bekannt wie ihre geschlechterkritischen und abolitionistischen Standpunkte.[109] Fest steht, dass Hubers Text die Inszenierung des bürgerlichen Familienideals an ein Modell geselliger Häuslichkeit knüpft, das sich am Weihnachtsabend ›in nuce‹ verdichtet findet und durch die Eindrücke verstärkt wird, die der Erzähler während der Weihnachtstage in Eichenhall sammelt: Das Gespräch und das gesellige Miteinander der Geschlechter und Generationen sind ebenso fester Bestandteil dieses Familien- und Geselligkeitsideals wie die Gastfreundschaft und die Erweiterung der geselligen Gemeinschaft um Gleichgesinnte.[110] Das Familienporträt mit Baum setzt der Text als Prisma ein, um erstens dieses Ideal und seine non-konsumistische, dem »spärlich Ueberflüssigen«[111] abschwörende Struktur in Abgrenzung zu jenen luxusaffinen und ungeselligen Praktiken in Szene zu setzen, die dem Erzähler bei seiner nostalgischen Wiederkehr in die Heimat begegnen, und um zweitens die Ausnahmestellung beziehungsweise Brüchigkeit dieses Familienfriedens, aber auch des allgemeinen gesellschaftlichen Zusammenhalts zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu reflektieren.

109 Vgl. in dieser Hinsicht u. a. Elias Buchetmann: Jacobins, Republicans, and Democracy in Mainz. In: Oxford Centre for Intellectual History Blog (2024), URL: https://intellectualhistory.web.ox.ac.uk/article/jacobins-republicans-and-democracy-in-mainz (17. Juli 2025); Sarah Lentz: Abolitionists in the German Hinterland. Therese Huber and the Spread of Antislavery Sentiment. In: Felix Brahm, Eve Rosenhaft (Hg.): Slavery Hinterland: Transatlantic Slavery and Continental Europe, 1680–1850. Woodbridge 2016, S. 187–211, hier insbes. S. 191–193; Katherine Astbury: Translating the Revolution. Therese Huber and Isabelle de Charrière's *Lettres trouvées dans des portefeuilles d'émigrés*. In: Gillian E. Dow (Hg.): Translators, Interpreters, Mediators. Women Writers 1700–1900. Oxford, Bern, Berlin u. a. 2007, S. 99–110, hier S. 106–108.

110 Dass Huber damit an die Geselligkeitsideale der Aufklärung anknüpft und weniger an einer »romantische[n] Grenzerweiterung« dieser Ideale laboriert, scheint mir ebenso evident wie die (geschlechter-)politischen Ambitionen, die sie diesen Idealen einschreibt. Zu den Geselligkeitskonzepten der Aufklärung und ihrer Entgrenzung in der Romantik vgl. Günter Oesterle: Eigenarten romantischer Geselligkeit. In: Helmut Hühn, Joachim Schiedermair (Hg.): Europäische Romantik. Interdisziplinäre Perspektiven der Forschung. Berlin, München, Boston 2015, S. 201–214.

111 Therese Huber: Alte Zeit und neue Zeit (Anm. 89), S. 250.

Baumprobe – Bürgerliche Weihnachtsstuben auf dem Prüfstand (Caroline de la Motte Fouqué)

Schließen möchte ich mit einem letzten Spähblick in ein Weihnachtsbaumzimmer, das in Caroline de la Motte Fouqués thematisch einschlägiger Erzählung *Der Weihnachtsbaum* (1827)[112] entworfen wird und die unterschiedlichen Fäden dieses Aufsatzes zum bürgerlichen Weihnachtsfest mit Baum noch einmal zusammenführt. Der Text handelt von einer verarmten Pfarrersfamilie, die primär durch die fokalisierte Wahrnehmung der Pfarrersfrau beschrieben wird. Grund für Sorgen und Zweifel an Gottes Güte hat diese Pfarrersfrau, die in der dünn besiedelten Gebirgsregion ihrer Heimat kaum soziale Kontakte und Möglichkeiten zum Austausch genießt, zu Genüge: Nicht nur kehrt ihr ohnehin schwächlicher Sohn Benjamin aus dem soldatischen Pflichtdienst unter den Franzosen in einem noch misslicheren Gesundheitszustand zurück; traumatisch ist auch der Verlust ihrer Pflegetochter Anna, die vor Jahren während eines Ausflugs in einer Hafenstadt verschwand – mutmaßlich entführt von einem österreichischen Dragoner, der Anna vor ihrem Verschwinden wochenlang nachgestellt hatte.

Am Eingang der Erzählung steht die Verknüpfung von Erinnerung, Imagination, Verschleierung und Enthüllung, die durch das Spiel mit informationeller Verdunklung und sich nur mühsam entfaltender narrativer Aufklärung spannungsvoll angereichert wird. Die Eröffnungsszene ist eine textuelle Spinnszene,[113] die zunächst den Erzählfaden aufnimmt, ihn dann mit dem Lebensfaden der Spinnerin verknüpft und beide zur Weihnachtsfesttextur weiterverarbeitet:

> Sie drehte mit dem Rädchen das Rad der Vergangenheit in Gedanken um und um, und reihete, auf den ausgezogenen Faden, ein abgelaufe-

112 Der Text ist bislang in der Fouqué-Forschung weitgehend unbeachtet geblieben. Zu Fouqué als politisch engagierter, konservativ-aristokratischer Schriftstellerin siehe Karin Baumgartner: Public Voices. Political Discourse in the Writings of Caroline de la Motte Fouqué. Oxford, Bern, Berlin 2009; Elisa Müller-Adams: »Daß die Frau zur Frau redete«. Das Werk der Caroline de la Motte Fouqué als Beispiel für weibliche Literaturproduktion der frühen Restaurationszeit. St. Ingbert 2003.

113 Zur materiellen und semiotischen Verknüpfung von weiblicher Text- und Handarbeit in der Romantik vgl. Christiane Holm: Romantische Handarbeiten. Text- und Textilpraktiken bei Bettine von Arnim und Helmina von Chézy. In: Martina Wernli (Hg.): »jetzt kommen andre Zeiten angerückt«. Schriftstellerinnen der Romantik. Berlin 2022, S. 31–54.

> nes Jahr nach dem anderen. So manches Weihnachtsfest steckte auf solche Weise seine Lichtchen wieder für sie an, indeß die wirklichen heute, wie schön längst, auf den Blitz der Freude warteten, der sie anzünden sollte.[114]

Während die Pfarrerin sich gedanklich in die Vergangenheit spinnt und erinnerte Weihnachtsfeste aufleuchten lässt, bleiben die gegenwärtigen Kerzen des nur indirekt angedeuteten Weihnachtsbaums in der Stube ungenutzt. Das Drehen des Rades und das Anstecken der erinnerten Leuchten befeuert hier einerseits die Retrospektive der Spinnerin, dient aber andererseits auch als Zündstoff für das Erzählen ihrer Geschichte als solche. Noch deutlicher wird die Verknüpfung von Lichterbaum und Fantasie, mit der das narrative Potenzial des Weihnachtsbaums erkennbar wird, als der Pfarrer – wenig Verständnis für die Melancholie seiner Frau aufbringend – rekapituliert, wie er die Weihnachtsbaumvision seiner Frau einschätzt:

> Ich sehe nicht wohl ein […], was Dich gerade heute, gerade in *diesem* Augenblick in so ungünstige Stimmung für die heilige Feier versetzt; wenn es nicht etwa der *Traum* ist, von welchem Du heute Morgen sprachst, und der Deine Einbildungskraft und Erwartungen täuschte, die Du jetzt unerfüllt siehst. Einen Weihnachtsbaum mit unzähligen Lichtern und vielen Blumen hattest Du plötzlich zwischen den Klappereien Deines alten Hausrathes, der Wiege unsrer Kinder und ihrem zerbrochenen Spielzeug stehen sehen, und als Du aufwachtest, fühltest Du noch Freudenthränen im Auge?[115]

Der Traum vom Weihnachtsbaum ist in der Logik der Erzählung selbstredend kein funktionsloses Element, das allein die rege Einbildungskraft und das Ineinandergreifen von Traum und Trauma der Protagonistin in den Blick rücken soll. Vielmehr ist der Traum von alten Familienfreuden unter dem erleuchteten und geschmückten Weihnachtsbaum, die den häuslichen Zusammenhalt intakt und nur das Spielzeug zerbrochen sehen, ein Vorgriff auf das, was sich der Mutter am Ende der Erzählung enthüllen wird. In der Schäferhütte, wo der Pfarrerin Jahre zuvor die spätere Pflegetochter Anna das erste Mal begegnete, als ihr Großvater und Vormund in ebendieser Hütte starb, findet am Ende der Erzählung die Wiedervereini-

114 Caroline de la Motte Fouqué: Der Weihnachtsbaum. In: Dies.: Valerie, die Sinnesänderung und der Weihnachtsbaum. Drei Erzählungen. Berlin 1827, S. 131–178, hier S. 131.

115 Ebd., S. 156 (Hervorh. im Orig.).

gung der Familie sowie Annas familiäre Neugründung statt. Als die Pfarrerin, ihr Mann und ihr Sohn zur Tür hereintreten, präsentiert sich ihnen ein theatral anmutendes Urszenen-Reenactment der mariologischen Weihnacht, die – wie auch in den oben diskutierten Weihnachtserzählungen – erneut mit allen Sinnen vorantastend konfiguriert wird:

> Die Thür ward geöffnet. Ein Duft von Taxus, Pfefferkuchen und Weihnachtslichtern wehte den Eintretenden mit allem Zauber der süßen, lieben Tage der Kindheit entgegen. Ein Glanz, wie tausend herabgesunkene Sterne erfüllte das kleine Gemach, so daß man nichts, als das Hin- und Herschweben einer jungen schönen Dame unterschied, die, wie eine gütige Fee, an Groß und Klein, in einem eng um sie geschlossenen Kreise, Gaben vertheilte und mit Engelstönen Gruß und Dank erwiederte. »Anna! meine Anna!« schrie die Pfarrerin […].[116]

Düfte und Lichter wecken Kindheitserinnerungen, (Spiel-)Waren und Konsumgüter rücken allerdings (noch) nicht ins Bildfeld – die »Gaben«, die Anna verteilt, bleiben zunächst unbestimmt. Die alles überstrahlende Leuchtkraft, die die Familienzusammenführung und vor allem Anna illuminiert, die engelsgleich durch den Raum schwebt und »Groß und Klein« der herbeigeströmten Dorfgemeinschaft mit »Gaben«, »Gruß und Dank« versorgt,[117] geht von der Lichtquelle aus, die seit Textbeginn leitmotivisch in der Erzählung verankert wurde: der titelgebende »Weihnachtsbaume, der, mitten im Stübchen aufgerichtet, liebevoll mit allem umgeben war, was die sorgsame Tochter zu ihrer Erleichterung und Freude herbeigeschafft hatte«.[118]

Weder das warenförmige Prunkzimmer in der Stadt (Hoffmann) noch das ›altväterliche‹ Familienzimmer auf dem Land (Huber) sind hier die Bühne für die Inszenierung und Reflexion der bürgerlichen Familie. Fouqué verlagert das Weihnachtsfest in die abgeschiedene Schäferstube. Zum einen kann die christliche Weihnachtsbotschaft mit der »Hirtenwohnung«[119] nah an ihrer biblischen Ursprungserzählung im Lukasevangelium (Geburt Jesu in einer Krippe) und möglichst einprägsam als letztlich erfolgreicher Glaube an die göttliche Vorsehung vermittelt werden. Zum anderen bilden die Bauernstuben historisch betrachtet auch das Schlusslicht bei der Implementierung von Weihnachtsbäumen in den rituellen

116 Ebd., S. 162.
117 Ebd.
118 Ebd., S. 163.
119 Ebd., S. 161.

Festzusammenhang.[120] Christliche Tugendethik, romantisches Fantasiepostulat und realistische Erzählpraxis werden bei Fouqué miteinander verquickt. Das Wunder der Weihnacht kehrt hier als Aktualisierung der biblischen Urszene in stallartiger Behausung wieder. Geduld, der Glaube an Gottes Allmacht sowie die Wirkmacht der Träume werden wiederum mit Frieden und Zufriedenheit belohnt. Mit dem Weihnachtsbaum – Vorbote, Begleiter und Leuchtmittel der Weihnachtsbotschaft – werden die zu Erzählbeginn gesponnenen Erinnerungsfäden wieder aufgenommen. Der am Spinnrad narrativ entfaltete Traum vom Weihnachtsbaum, der die dunkle Stube erhellte, wird nun im bukolischen Setting Wirklichkeit. Über seine Verwendung als Symbol des Weihnachtsfests, das immergrüne »Hoffnung und Beständigkeit«[121] suggeriert, geht der Einsatz des Baumes bei Fouqué strukturell weit hinaus. Denn nicht nur bildet er eine motivische wie auch narrative Klammer des Textes. In seiner Wiederkehr werden darüber hinaus, wie schon bei Hoffmann und Huber, auch die keineswegs bauernstubenhaften materiellen Fundamente der bürgerlichen Festkultur vor Augen geführt. Wer bürgerlich Weihnachten feiern will, braucht neben Tischen voller Geschenke auch jedes Jahr einen neuen Baum. In den Worten Fouqués: »[D]as Weihnachtsfest [forderte] wieder einen Lichterbaum von der guten Fee des Dörfchens.«[122] Die karitative Anna wird zur liquiden Märchengestalt, von der man alljährlich Lichterbaum und Weihnachtsfrieden einfordert. Der ikonische Hoffnungsträger der Weihnacht figuriert am Ende des Textes nicht mehr als »auserwählte Kreatur«,[123] sondern lässt sich hier vielmehr als ein hölzerner Wegwerfartikel lesen.

Fouqués Weihnachtsbaumgeschichte schreibt demzufolge auch nur bedingt an demjenigen familienpolitischen Ideal mit, das bei Huber als gefährdetes Gut oder gar Relikt der Vergangenheit in den deutschen Territorien gerahmt wurde. Auch bei Fouqué geraten die sozialen und die materiellen Voraussetzungen in den Blick, die den familienfreundlichen Weihnachtsbaumsegen ermöglichen. Denn dass Anna an dem Ort, wo vorher das Schäfer-»Hüttchen« stand, »ein schönes bequemes Haus« bauen lassen und dort »in dem freundlichen Saale« jedes Jahr einen

120 Vgl. zu dieser Entwicklung Ingeborg Weber-Kellermann: Die deutsche Familie (Anm. 10), S. 225 f.; Bernd Brunner: Die Erfindung des Weihnachtsbaums (Anm. 17) S. 22–27.
121 Hans-Georg Grüning: [Art.] Tanne/Tannenbaum (Anm. 62), S. 380.
122 Caroline de la Motte Fouqué: Der Weihnachtsbaum (Anm. 114), S. 177.
123 Hans-Georg Grüning: [Art.] Tanne/Tannenbaum (Anm. 62), S. 380.

neuen Weihnachtsbaum aufstellen kann, wird zum einen an die Bedingung ihrer bürgerlichen Ehe, zum anderen an ein geerbtes Vermögen geknüpft.[124] Ein Haus ohne Hausherr würde aus dem ideologischen Rahmen des erzählten Dorfgemeinschaftskosmos ausscheren. Dass Anna aber nun ausgerechnet am »heiligen Abend« ihrem kränklichen ›Stiefbruder‹ das Jawort gibt und fortan mit »stiller Freudigkeit«[125] den bürgerlichen Haushalt verrichtet, schrammt an der Ironie des Schicksals kaum unbehelligt vorbei. In der Pose der überzeichneten *caritas* wird Anna zwar zur quasi selbstverleugnenden Heldin der Erzählung stilisiert; allerdings wird dabei auch völlig ironiefrei kenntlich, welche Opfer die Frau beziehungsweise Frauen im Allgemeinen[126] für das Aufrechterhalten dieses bigotten Familienfriedens leisten müssen.

Der erzählte Weihnachtsfrieden in der bürgerlich transformierten Schäferhütte ist, wie bereits angedeutet, keineswegs vom Himmel gefallen. Der Text lässt keinen Zweifel daran, dass die Familienidylle mit Baum auf einem kolonialen Erbe fußt: Annas Rückkehr nach Europa und der Bau ihres Hauses wurden durch das Vermögen eines Schiffskapitäns ermöglicht, der sie einst im erwähnten Hafen vor den Bedrängnissen des Dragoners auf sein Schiff rettete und sie nach der Ausfahrt des Schiffes bis zu seinem Ableben in Indien in »goldene Ketten« legte.[127] Offenkundig handelte dieser »Schiffsherr«, dessen Geld und ›Waren‹ Anna in ihr Dorf zurückbringt, nicht allein mit kolonialen Genussmitteln. Darauf deuten die »Negerknaben«[128] des Schiffsherrn hin, die Anna am Hafen vor dem zudringlichen Dragoner schützten, bis deren Eigentümer zu Annas Verteidigung eilte. Es sind diese ›Besitztümer‹, welche die »gute[-] Fee« Anna aus »Calicoutt«[129] in ihre neue alte Heimat mitgebracht hat: Neben Kisten voller »Stoffe zu Kleidern, feine[m] Linnen, kostbare[n] Pelze[n]«

124 Caroline de la Motte Fouqué: Der Weihnachtsbaum (Anm. 114), S. 177 f.
125 Ebd., S. 178.
126 Die Opferhaltung zeichnet der Text auch im Hinblick auf die Pfarrerin, die dem unsympathischen Ehemann, der ihre Trauer und Träume als Schwäche auslegt und ihr z. B. auch Informationen über die Tochter vorenthält, kaum etwas entgegenzusetzen hat.
127 Caroline de la Motte Fouqué: Der Weihnachtsbaum (Anm. 114), S. 177.
128 Ebd., S. 172.
129 Ebd., S. 176. Gemeint ist Kozhikode, eine Stadt an der Malabarküste im heutigen indischen Bundesstaat Kerala, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert unter britischer Herrschaft stand. Vgl. Martin Krieger: [Art.] Calicut (Kozhikode). In: Hermann Hiery (Hg.): Lexikon zur Überseegeschichte. Stuttgart 2015, S. 148.

sorgen »schwarze Knaben« für die heil(ig)e Familienzusammenführung am Weihnachtsbaum – Kinder, die mit ihrem »feuerfarbenen Ueberwurf und Corallenschmuck«[130] in den Augen der Pfarrerin eigentümlich mit der Hirtenidylle kontrastieren. Die Knaben, von deren Familienangehörigen, die vermutlich an der Malabarküste (im kolonialen Idiom als ›Pfefferküste‹ bekannt) leben, im Text keine Rede ist, müssen für Anna und die ganze Dorfgemeinschaft »noch mehr der Früchte, des Zuckergebackenen und der Spielsachen für die Schuljugend heranschlepp[-]en«.[131] Im Gegensatz zu Hoffmann, der die Selbstinszenierung des Großbürgertums mit Baum im Prunkzimmer verortet, und Huber, die den bürgerlichen Frieden im weihnachtsbaumgeschmückten ›altväterlichen‹ Familienzimmer findet, wird Fouqués *Weihnachtsbaum* zum Gradmesser der geschlechterpolitischen und kolonialgeschichtlichen Bedingnisse, die dem weihnachtlichen Familienidyll mit Baum und Zuckerwerk unterliegen.

Unterm Baum: Fazit

Ungeachtet ihrer heterogenen narrativen und ästhetischen Strategien heben Hoffmanns, Hubers und Fouqués Texte hervor, dass der Weihnachtsbaum zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum festen Bestandteil der Inszenierungspraxis bürgerlicher Familien geworden war. Gleichzeitig lassen insbesondere Hoffmann und Fouqué erkennbar werden, dass der Baum ungeachtet seiner symbolischen Überhöhung zur hölzernen Verbrauchsware geworden war, die man – gewissermaßen im weihnachtlichen Zeitraffer – kaufte, nutzte und entsorgte.

Dass der Weihnachtsbaum um 1800 bereits zum Topos der bürgerlichen Wohnkultur und der idealen Kleinfamilie avanciert war, ließ ihn für Perspektiven anschlussfähig werden, die den Inszenierungs- und Konstruktcharakter dieses Ideals ebenso wie seine Fragilität und soziale Fragwürdigkeit berühren. Es scheint zudem gerade der Grenzgängerstatus dieses Baums zwischen heidnischer und christlicher Tradition, zwischen Außen- (Forst) und Innenraum (Wohnzimmer), zwischen profaner Tanne (›Natur‹) und leuchtendem Wunderbaum (›Kultur‹) zu sein, der ihn gerade für die Romantik so interessant werden ließ. Mit dem Weihnachtsbaum eröffnen die Autorinnen und Autoren einen Reflexionsraum, um

130 Caroline de la Motte Fouqué: Der Weihnachtsbaum (Anm. 114), S. 164.
131 Ebd., S. 164 f.

das Verhältnis von Traum und Wirklichkeit, Inszenierung und Ideal, Ereignis und Erinnerung auszuloten, und werfen in einer Zeit, die von ökonomischen wie soziopolitischen Umbrüchen und ihren konservativ-restaurativen Gegenbewegungen geprägt ist, Fragen zu gesellschaftlichen Werten und gemeinschaftlicher Integrität auf. Räumliche und symbolische Komponenten spielen in dieser (Selbst-)Befragung des Bürgertums eine zentrale Rolle.

Als familienidyllisches Superzeichen wird der Weihnachtsbaum an der Schwelle zur Moderne, erstens, zum Medium wie auch zur kritischen Reflexionsfigur eines bürgerlichen, patriarchal organisierten Familienmodells. Hoffmanns, Hubers und Fouqués Texte führen am Leitfaden der Feierlichkeiten mit Baum den Konstruktcharakter und den performativen Aufwand vor Augen, mit dem die bürgerliche Familie sich räumlich und rituell zu definieren sucht. Zweitens wird der Weihnachtsbaum in seiner Warenförmigkeit als Verbrauchsartikel kenntlich gemacht. Tannen und Fichten wurden um 1800 forstwirtschaftlich erzeugt, die Art ihres Schlags und Gebrauchs umfassend rechtlich reglementiert. Arboreale Lebewesen wurden damit in dieser Zeit in bislang ungekanntem Ausmaß zu ökonomischen Ressourcen verdinglicht, die man unter anderem auch zum Weihnachtsfest in seriell produzierte Holzwaren verwandeln oder geschmückt in die Stube stellen (und im neuen Jahr entsorgen) konnte. Die Texte lassen diese Spannung zwischen Baum und Ware, Lebewesen und Ressource in den Vordergrund treten. Indem sie, wie am Beispiel von *Nußknacker und Mausekönig* gezeigt, den Bäumen ihren Status als Lebewesen zurückgeben, reflektieren sie zugleich, dass der Baum eine Ware ist, die ihren Warencharakter vergessen macht – ähnlich den kolonialen Waren, die in Fouqués *Der Weihnachtsbaum* als Gaben inszeniert werden. Drittens ist der Weihnachtsbaum als poetologische Figur lesbar. Mit dem Spiel von Licht und Dunkelheit, magischer Atmosphäre und sinnlicher Anschauung lassen sich die Möglichkeiten der Fantasie und die Spektren zwischen Erinnerung und Einbildung vermessen. Seine Sinnbildhaftigkeit übersteigt der Weihnachtsbaum damit um 1800 bereits deutlich: In Text und Bild erscheint er nicht nur als Modell der menschlichen Fantasie und als ästhetisches Ideal, sondern auch als Mitspieler in einer mehr-als-menschlichen Welt – einer Welt, die an der Schwelle zur Moderne in Europa einer ökonomischen Logik folgte, die vor lauter Holz keine Bäume mehr sah. Auf diese Entwicklung und den tiefgreifenden Vorstoß der Warenlogik, die vor Bäumen keinen Halt macht, richten die Texte unser Augenmerk.